

Erich Hackl  
Im Leben mehr Glück

*Reden und Schriften*

Diogenes

Covermotiv: Gemälde von Eduardo Arroyo,  
›Madrid–Paris–Madrid‹, 1984  
Copyright © akg-images / Album / Oronoz 2018, ProLitteris, Zürich  
Nachweise und Anmerkungen am Ende des Bandes  
Auf Wunsch des Autors folgt dieses Buch der alten Rechtschreibung.

Alle Rechte vorbehalten  
Copyright © 2019  
Diogenes Verlag AG Zürich  
[www.diogenes.ch](http://www.diogenes.ch)  
60/19/852/1  
ISBN 978 3 257 07057 6

Die Jugend wartet ungeduldig auf unsere Berichte,  
auf unsere Erzählungen. Das Herz hängt aber an  
denen fest, die der Blick nicht mehr finden kann.

*Anna Seghers, »Der erste Schritt«*



## Inhalt

<i>Heimatkunde</i>	9
Alphabet mit Auslassungen	11
Geschichte, die immer erst anfängt	25
Steckbrief Rudi Strittich	36
Sonntagsausflug nach Brihuega	52
Dieses andere	65
Wo Gott war	74
Der gefundene Vater	82
Tote, an die man mit Zuversicht denkt	87
Im Leben mehr Glück	99
<i>Andenken</i>	109
Verlustanzeige	111
Harrys Angst	122
Kalenderblatt 18. November	134
Am Leben lassen	136
Herkulesstark und lebensfroh	144
Reisen wir mit, bleiben wir da	154
Die leise Laute	162
Wer da liegt	174
Links und glücklich	185

<i>Dichtung und Wahrheit</i>	191
Kalmar in Büttelsburg	193
Von der Angst, daß einem einer abhanden kommt	202
Im Blick immer ein Gegenüber	214
Was alle angeht	222
Zur rechten Zeit	226
Zwei Hemden, drei Freunde	234
Glänzende Welt	245
Die Farbe der Welt	255
Lichtpunkt im Dunkel	267
<i>Auf einem anderen Kontinent</i>	281
In allem so langsam	283
Ein paar Fäden, miteinander verknüpft	296
Die Beatles in <i>El Vesubio</i>	310
In Gang setzen	317
Wirbelwind der erotischen Linken	331
Der Aufwand einer Revolution	343
Rede auf Alfredo Bauer	350
Besuch bei einer alten Schachtel	365
<i>Danke und bald wieder!</i>	377
Rede vor dem Buffet	379
Sealsfield, dahinter ich	389
Warum noch schreiben? Wozu leben?	394
Das Leben in unserer Hand	405
Freiheit durch Besitz?	411
Nachweise und Anmerkungen	418

# Heimatkunde

## Dieses andere

### *Rede an der Gedenkstätte des KZ-Nebenlagers Bretstein*

Vor dreieinhalb Jahrzehnten lernte ich in Mauthausen Manuel García Barrado kennen. Manuel, oder Manolo, Jahrgang 1918, stammte aus einem Dorf der Provinz Toledo und war in Madrid aufgewachsen, wo er eine technische Fachschule besucht hatte. Nach der Erhebung der Militärs im Juli 1936 kämpfte er in den Reihen der Republikanischen Volksarmee gegen die Francotruppen, floh im Februar 1939 mit Hunderttausenden seiner Landsleute über die Grenze nach Frankreich, wurde dort interniert und meldete sich zum Dienst in den französischen Streitkräften. Nach dem Überfall der Wehrmacht geriet er in deutsche Kriegsgefangenschaft. Vom Stammlager Trier aus wurde er Anfang März 1941 nach Mauthausen deportiert. Seine Befreiung erlebte er im Mai 1945 im Nebenlager Gusen. Bald danach lernte er seine spätere Frau Anna kennen, mit der er eine Familie gründete. Manolo arbeitete als Bauzeichner, eine Tätigkeit, die er unter unvergleichlich schlimmeren Bedingungen schon als KZ-Häftling ausgeübt hatte. Daneben spielte er, wie übrigens noch ein paar andere republikanische Spanier, einige Jahre lang in der Fußballmannschaft des ATSV Mauthausen. Im Jahr 1970, mit der Übernahme der Gedenkstätte

durch das österreichische Innenministerium, nahm Manolo den Verwalterposten im ehemaligen Konzentrationslager an. Von nun an bis zu seiner Pensionierung Ende 1982, und darüber hinaus bis wenige Wochen vor seinem Tod am 5. Dezember 2006, war er fast täglich dort anzutreffen, wo er die leidvollsten Jahre seines Lebens zugebracht hatte.

In Spanien wurde einer breiteren Öffentlichkeit erst Anfang der achtziger Jahre bewußt, daß die nazideutsche Mordmaschinerie Tausende Landsleute – Männer, aber auch Frauen und sehr viele Jugendliche – erfaßt hatte. Den spanischen Journalisten, die damals, meist mit bescheidenen zeitgeschichtlichen Kenntnissen ausgestattet, nach Mauthausen reisten, war Manolo ein willkommener Interviewpartner. Erstens konnten sie sich mit ihm in ihrer Muttersprache verständigen; zweitens stand er der noch von Franco begründeten konstitutionellen Monarchie nicht grundsätzlich ablehnend gegenüber, ließ sich also in das harmonieselige Selbstbildnis der jungen Demokratie einfügen; drittens aber, und das schien ihnen unbegreiflich, lieferte seine paradox anmutende Arbeit in der Gedenkstätte die Sensation, ohne die die Berichterstattung über ein vermeintlich abseitiges, unaktuelles, dazu noch die Gespenster der Geschichte beschwörendes Thema schon damals nicht auszukommen glaubte: die Tatsache nämlich, daß ein Mensch sich freiwillig der Hölle verschrieb, der er mit Glück entkommen war. In den über ihn erschienenen Reportagen schwang mehr oder minder unverhüllt der Verdacht einer psychischen Abhängigkeit mit, ähnlich der als Stockholm-Syndrom bezeichneten Zuwendung eines Opfers zu seinen Tätern. Manolo war aber vollkommen frei von einer solchen zwanghaften

Bindung. Wenn schon, dann trieb ihn wohl das Verlangen an, seinen Leidensgefährten nahezu bleiben. Ohne das Grauen zu verdrängen, begegnete er in seinem beruflichen Alltag zwischen Baracke, Appellhof und Krematorium auch den Bekundungen von Solidarität, den Hoffnungen, der Begeisterung, der Sehnsucht nach gerechten Verhältnissen, die ihn und die meisten anderen im Kampf angespornt hatte, und derentwegen sie hierher verschleppt worden waren. Das Lager war ihm also nicht Endstation auf einer Art lebensgeschichtlicher Rutsche oder Kippe, sondern bloß Zwischenhalt, um sich des eigenen Widerstands, und des Widerstands der vielen zehntausend anderen, zu versichern.

Mit diesem Beispiel will ich meine Behauptung legitimieren, daß wir nicht – oder nicht in erster Linie – aus staatsbürgerlicher Pflicht an einem Ort wie Mauthausen, Gusen oder Bretstein zusammenkommen, in immer erneuerter Abscheu über die hier begangenen Verbrechen, sondern um uns, versuchsweise, diese Verbrechen wegzudenken: so weit jedenfalls, daß sie nicht den Blick auf die Menschen verstellen, die hier geschunden worden sind. Den Blick auch auf das, was möglich gewesen wäre, für jeden von ihnen, wenn sie überlebt hätten oder, schon vorher, in ihrem Bestreben siegreich gewesen wären, damit ein Lager wie Bretstein, so eine Qual, ein Verrecken, erst gar nicht zustande gekommen wäre. Sie ahnen vielleicht schon, worauf ich hinauswill, auf Walter Benjamins als Verpflichtung den Historikern überantwortete Forderung, »im Vergangenen den Funken der Hoffnung anzufachen«, also nicht, wie die meisten staatstragenden Festredner, Festrednerinnen, immer von der »dunklen Seite unserer Geschichte« zu sprechen,

der wir uns zu stellen hätten. Gehören denn die 170 oder mehr Häftlinge von Bretstein in die Dunkelheit gestellt? Doch eher ins Licht, denke ich, und was der Religionslehrer Franz Stuhlpfarrer mit seinen Schülerinnen unternommen hat, nämlich die Geschichte und den Standort des Lagers zu erforschen, wozu sich Bretsteins Bürgermeister Hermann Beren bekannt hat, was die Hispanistin Eva Feenstra allein und mit ihren Studenten angetrieben hat, was die Angehörigen und die politischen Funktionäre aus den Heimatgemeinden der hierher verbrachten republikanischen Spanier sowie die Mitgläubigen der ebenfalls in Bretstein inhaftierten Bibelforscher an diesen Ort geführt hat, das war eben nicht die Faszination für die dunkle Seite der Geschichte, sondern das Bedürfnis, sie ins Lichte zu tauchen, also sichtbar zu machen, den Menschen nach und nach ein Antlitz, eine Gestalt, eine Geschichte zurückzugeben, die ihnen von den Akteuren des Naziterrors aberkannt, abgeschafft, zerschlagen worden war.

Man könnte Benjamins Satz um einen weiteren ergänzen, einen von Herbert Marcuse, der der repressiven Toleranz der kapitalistischen Warenwirtschaft die befreiende Toleranz entgegengestellt hat: eine, die ihre Kraft aus der Vergangenheit schöpft, weshalb es Aufgabe und Pflicht der Intellektuellen sei, »an geschichtliche Möglichkeiten, die zu utopischen geworden zu sein scheinen, zu erinnern und sie zu bewahren«. Diese geschichtlichen Möglichkeiten – soziale Gerechtigkeit, Chancengleichheit, Freiheit der Berufswahl unter anderem – schienen in den zwanziger und frühen dreißiger Jahren des vergangenen Jahrhunderts vielerorts in Europa greifbar nahe zu sein, und es bedurfte der faschi-

stischen wie der nationalbarbarischen Gewalt, ihre Realisierung zu verhindern. In den Vernichtungslagern sollte mittels industrialisiertem ebenso wie mittels antiquiertem Massenmord die Erinnerung an diese geschichtlichen Möglichkeiten ausgelöscht werden, und außerhalb der Lager durch die Strategie, möglichst viele Menschen zu Mittätern zu machen und ihnen kraft ihres schlechten Gewissens die Verlockungen dieser Möglichkeiten zu verleiden. Es ist dies eine Vorgangsweise, die wir nur allzugut kennen, auch aus jüngerer Zeit, wenn ich an eine Initiative des Vereins Gedenkstätte Hadersdorf am Kamp denke, der sich lange darum bemüht hat, das Andenken an die dort ermordeten politischen Gefangenen der Strafanstalt Stein – nein, nicht wachzuhalten, sondern in der Ortschaft überhaupt erst zu begründen. Von den Mandataren der Marktgemeinde und einem Gutteil ihrer Bewohner angefeindet, schrieben Aktivistinnen des Gedenkvereins vor ein paar Jahren die Namen der Ermordeten mit Kreide auf den Asphalt der Hauptstraße, worauf der damalige Bürgermeister die Aufschriften von der Feuerwehrjugend der Ortschaft wegspritzen ließ. Das war nicht nur ein Affront und ein – von den bürgerlichen Gesetzbüchern nicht zu ahndendes – Verbrechen, sondern auch ein abgefeimtes Mittel, diese Jugendlichen in Geiselschaft zu nehmen: Schwer vorstellbar, daß sie, durch ihre Mitwirkung an der Vernichtung von Erinnerung schuldhaft geworden, fähig sein würden, das Geschehene zu erkennen und als wahr anzunehmen.

Ich halte nichts von der hegemonialen Auffassung, daß in Österreichs Zweiter Republik jahrzehntelang über die Naziverbrechen und über diejenigen, die ihnen erlegen sind,

geschwiegen worden sei und erst die Auseinandersetzung um einen erinnerungsschwachen Präsidentschaftskandidaten einen Umschwung herbeigeführt habe. Auch bezüglich anderer Länder mit einer vergleichbaren Geschichte – Spanien, Argentinien, Chile zum Beispiel – erscheint mir die These vom Schweigen unmittelbar nach dem Ende faschistischer Herrschaft, das allmählich, d. h. nach einigen Jahrzehnten, gebrochen wird, falsch und irreführend. Das kollektive Erinnern – die *memoria histórica*, wie der entsprechende Begriff in Spanien heißt – wird wie alles, was uns bewegt und umtreibt, von den jeweiligen politischen Kräfteverhältnissen bestimmt. So hat es in den ersten Jahren nach der Befreiung hierzulande sehr wohl Anstrengungen in diese Richtung gegeben. Wir brauchen nicht weit zu schauen: Der Historiker Heimo Halbrainer hat in dem von ihm und dem Museumsdirektor Michael Schiestl herausgegebenen Buch über Verfolgung und Widerstand in der steirischen Region Aichfeld-Murboden nachgewiesen, daß sehr früh Erinnerungszeichen im öffentlichen Raum (Straßenbenennungen, Denkmäler, Gedenktafeln) gesetzt wurden. Ähnliches ließe sich auch über schriftliche Lebenszeugnisse von KZ-Überlebenden und Widerstandskämpfern sowie literarische Werke sagen, die Zivilcourage und Engagement unter den beiden vorangegangenen Diktaturen behandelten. Erst nach dem Ausbruch des Kalten Krieges und nochmals nach dem Abzug der alliierten Truppen geriet der Antifaschismus in die Defensive und wurde, von offizieller Seite, in die Vergangenheit getaucht, aus der er am Tag der Fahne mahnend und schwach blinken durfte. Anders gesagt, es gab ihn, aber es war schwer für die nachfolgende Generation, zu der ich

mich zähle, sich seiner zu vergewissern. So schwer, daß mir als jungem Erwachsenen eine Stelle aus Anna Seghers' Roman *Das siebte Kreuz* auf meine Gegenwart gemünzt schien: »Was beinahe nie in der Geschichte geschehen war, aber schon einmal in unserem Volk, das Furchtbarste, was einem Volk überhaupt geschehen kann, das sollte jetzt uns geschehen: ein Niemandsland sollte gelegt werden zwischen die Generationen, durch das die alten Erfahrungen nicht mehr dringen konnten. Wenn man kämpft und fällt und ein anderer nimmt die Fahne und kämpft und fällt auch, und der nächste nimmt sie und muß dann auch fallen, das ist ein natürlicher Ablauf, denn geschenkt wird uns gar nichts. Wenn aber niemand die Fahne mehr abnehmen will, weil er ihre Bedeutung gar nicht kennt?« Der da spricht, ist ein namenloser KZ-Häftling, ein politischer, wie sich unschwer erkennen läßt, der gegenüber den aus rassistischen Motiven deportierten privilegiert ist: nicht nur, weil er als Reichsdeutscher und »Arier« an der Spitze der Häftlingspyramide steht, sondern weil er rational nachvollziehen, also verstehen und begreifen kann, warum er und seine Genossen, Genossinnen von den Nazis verfolgt werden. Er beschreibt, habe ich eben gesagt, was auch mein Gefühl war, als ich mit zwanzig anfang, auf die Freiheitskämpfer zuzugehen, ihrer »alten Erfahrungen« wegen, die mir auch für mich und meine Umgebung lebenswichtig und lebensrettend vorkamen. Das Gefühl, dabei stets ein Niemandsland überwinden zu müssen, hat mich seither nicht losgelassen, und ich bin sicher, die meisten von Ihnen teilen es. Und vielleicht teilen sie auch, neben manchem Kleinmut, der einem dabei überkommt, neben Selbstzweifel und Verzweiflung,

ob das Bemühen überhaupt dafür steht, die heimliche Gewißheit, daß es nichts Schöneres, nichts Erregenderes, nichts Erfüllenderes gibt, als sich der Gemeinschaft derer zu öffnen, die wie in einer Stafette die Fahne von einem Fallenden genommen und bis zum eigenen Fallen getragen haben. Derer, unter anderen, die hier in Bretstein gelitten haben, von denen einige auf dem Ortsfriedhof liegen und andere über Krematorien in Mauthausen oder sonstwo im damaligen Gau Oberdonau in den Himmel gestiegen sind und noch andere die Befreiung erlebt und bis zu ihrem Tod im Exil gelebt haben oder doch noch, spät, in die Heimat zurückgekehrt sind. Helden, nicht Opfer.

»Ich habe mir immer im Leben die einfachsten Sachen gewünscht«, läßt Seghers in ihrem Roman einen anderen Widerstandskämpfer sagen, »eine Wiese oder ein Boot, ein Buch, Freunde, ein Mädchen, Ruhe um mich herum. Dann aber ist dieses andere über mein Leben gekommen. Ist gekommen, als ich noch ganz jung war – dieser Wunsch nach Gerechtigkeit. Und mein Leben ist langsam anders geworden und jetzt nur zum Schein noch ruhig.« Nur wenn wir diesen Wunsch bewahren, damit notgedrungen das durch Unruhe anders gewordene Leben annehmen, ehren wir die Toten von Bretstein, wir die Menge jeden einzelnen von ihnen, wie in diesem Gedicht des Peruaners César Vallejo:

### *Menge*

Am Ende der Schlacht,  
und der Kämpfende war tot, kam ein Mann auf ihn zu  
und sagte zu ihm: »Stirb nicht; ich hab dich so gern!«  
Ach, der Leichnam starb weiter.

Es kamen zwei auf ihn zu und sagten aufs neue:  
»Verlaß uns nicht! Hab Mut! Kehr ins Leben zurück!«  
Ach, der Leichnam starb weiter.

Es eilten zwanzig, hundert, tausend, fünfhundert-  
tausend herbei  
und riefen: »Soviel Liebe, und sie vermag nichts gegen  
den Tod!«  
Ach, der Leichnam starb weiter.

Es umringten ihn Millionen von Menschen  
mit einer gemeinsamen Bitte: »Bleib Bruder, bleib!«  
Ach, der Leichnam starb weiter.

Endlich umgaben ihn alle Menschen der Erde;  
der traurige Leichnam sah sie und war bewegt:  
richtete sich langsam auf,  
umarmte den ersten und ging ...

(2012)

# Andenken

## Herkulesstark und lebensfroh

### *Geburtstagsständchen für Dagmar Ostermann*

Dagmar Ostermann braucht nicht daran erinnert zu werden, aber den Festgästen und -veranstalterinnen gegenüber will ich es wiederholen, weil es ihnen vermutlich nicht anders ergeht: daß mir von all den unglaublich glaubhaften Dingen, die sie aus ihrem Leben zwischen Wien, Dresden und Auschwitz erzählt hat, drei Episoden deutlich vor Augen stehen.

Die erste vom Abend des 11. März 1938, als Dagmar mit ihrer Mutter von der Wohnung in der Kolingasse, im 9. Wiener Gemeindebezirk, ins Café Herrenhof eilt, weil sie ihre jüdischen Freunde vor dem Einmarsch der Deutschen Wehrmacht warnen wollen. Am Ring, Ecke Schottengasse, neben dem Gebäude der Creditanstalt, sehen sie, wie ein Mann mit Hakenkreuzbinde einem dunkelhaarigen Passanten, der eine Brille trägt, den Weg versperrt. Der Nazi brüllt: »Du Saujud, dir werd ich's geben!« und schlägt dem andern ins Gesicht, daß die Brille in weitem Bogen wegfliegt. Da packt der Dunkelhaarige den Schläger an der Krawatte, haut ihm links und rechts eine runter und sagt ganz ruhig: »Ich bin kein Jud, auch kein Saujud. Aber für die Watschen, die du einem Juden hast geben wollen, kriegst du jetzt zwei

zurück.« Dann bückt er sich nach der Brille, setzt sie auf und geht weiter. Da ist Dagmar Ostermann, damals Dagmar Bock, siebzehn Jahre alt.

Sie ist kaum dreiundzwanzig und als »Schutzhäftling« im Standesamt des Stammlagers Auschwitz mit Büroarbeiten beschäftigt (Striche ziehen, mit Tusche und Redisfeder, in den Leerspalten der Sterbebücher und Todesurkunden), als sie eines Tages Anfang 1944 zum Blockführer Hermann Kirschner bestellt wird. Beim Näherkommen sieht sie Kirschner vor der Baracke der Politischen Abteilung stehen, er zeigt verstohlen zum Ausgang, wo eine Frau in Zivilkleidung gerade dabei ist, das Lager zu verlassen. Dagmar erkennt sie sofort, an der Gangart: »Mama!« Dagmars Mutter dreht sich um, läßt ihre Handtasche fallen und läuft mit offenen Armen auf das Mädchen zu. Aber Kirschner macht eine ablehnende Geste. Daraufhin bleibt sie stehen, in einer Entfernung von etwa zehn Metern. Dagmar ruft ihr zu: »Mama, komm nie wieder nach Auschwitz!« Da bückt sich die Mutter nach ihrer Tasche und geht schluchzend weg.

Dagmar ist fünfundzwanzig, als sie nach der Befreiung aus dem Lager Malchow in Mecklenburg und nach einem Fußmarsch von etlichen zwanzig Tagen am 31. Mai 1945 in Wien eintrifft. Sie sucht das Wohnhaus in der Kolingasse auf und stellt fest, es ist eine Brandruine, das einzige zerstörte Haus in der ganzen Straße. In einer Mauerritze findet sie eine Nachricht von ihrer Mutter, auf dem vergilbten Zettel steht: »Liebe Dagmar, bin im Haus der Baptistengemeinde in der Mollardgasse. Mama.« Dagmar weiß nicht, wie lange der Zettel da schon steckt und ob ihre Mutter die Luftangriffe überlebt hat. »Immer hatte ich die Fassung bewahrt,

aber da hab ich sie verloren, und nach langer Zeit kamen mir zum ersten Mal die Tränen.« Dagmar lehnt sich also mit dem Arm, auf dem die Häftlingsnummer von Auschwitz tätowiert ist, an die Hausfassade und weint. Plötzlich tippt ihr eine Frau auf die Schulter und fragt: »Was haben Sie da für eine Nummer am Arm?« Dagmar antwortet: »Das ist die Nummer vom Konzentrationslager.« Und die Frau sagt: »Haben S' vielleicht was zum Schreiben? Ich möcht mir nämlich die Nummer aufschreiben, weil wenn das Lotto wieder beginnt, will ich sie setzen.«

Dagmar Ostermann hat diese drei Geschichten aus einem langen Leben nach 1985 oft erzählt: Als Überlebende des Naziterrors und Zeugin der Größe wie des Elends derer, die von ihm erfaßt worden sind, sah sie es als Verpflichtung an, ihre Erfahrungen an Jugendliche weiterzugeben. In manchen Jahren besuchte sie bis zu sechzig österreichische Schulen, sprach vor zweitausend Schülerinnen, begleitete einige Male auch Klassen auf deren Fahrt nach Auschwitz. Sie hat Mitarbeitern des Dokumentationsarchivs des österreichischen Widerstandes ihre Verfolgungsgeschichte geschildert, ebenso dem Lehrer Martin Krist, der sie in einem Buch verschriftlicht hat, das unter dem Titel *Eine Lebensreise durch Konzentrationslager* 2005 erschienen ist. Schon zuvor, 1988, hatte Frau Ostermann es für den Regisseur Bernhard Frankfurter auf sich genommen, sich vor laufender Kamera mit dem ss-Arzt Hans Wilhelm Münch abzugeben, und zuletzt ist ein berührendes Filmporträt Marika Schmiedts entstanden, auf dessen Titel ich noch zurückkommen will. »Für mich«, sagte Dagmar Ostermann im Gespräch mit Martin Krist, »war und ist es eine Selbstverständlichkeit, über mein

Erleben in Auschwitz zu sprechen. An manchen Tagen ist es eine Erleichterung, manchmal tut es aber auch weh. Es gibt natürlich Dinge, die mich besonders berühren, wie die Ermordung meines Vaters als 59-Jähriger in den Gaskammern von Auschwitz-Birkenau.«

Jede Häftlingsgeschichte ist es wert, gehört oder gelesen zu werden, nicht nur wegen der geteilten, sondern wegen der besonderen, einzigartigen, unverwechselbaren Biographie. Im öffentlichen Bewußtsein hat sich nämlich die Sichtweise der Nazis durchgesetzt (wenn auch mit umgekehrter Deutung), die ihre Opfer als graue, einförmige, geschorene Masse von armseligen Gestalten wahrnehmen, bar jeder Individualität und Vorgeschichte. Dagmar Ostermann hat uns die ihre anvertraut, wobei sie – woran Krist erinnert – großen Wert darauf gelegt hat, auch ihre Kindheit, die verwickelten Familienverhältnisse und die Jahre nach der Befreiung zur Sprache zu bringen, »daß ihr Leben also nicht auf Auschwitz reduziert wird«. Zu rühmen ist dabei, daß ihr Erzählen frei ist von falscher Scham, ausgestattet mit jener Freizügigkeit auch in intimen Belangen, die für ein volksnahes Wiener Milieu sehr typisch ist, wo weniger auf Etikette und Dünkel als auf Lebensfreude geachtet wird, Liebeleien nicht verteufelt oder verschwiegen werden, kleinbürgerliche Moralvorstellungen wenig gelten. Dabei stammte die Mutter Gertrude Lauterbach aus einer einigermaßen strengen, zumindest nicht ganz unfrommen Dresdner Baptistenfamilie, bei der Dagmar in ihrer Kindheit und Jugend oft zu Besuch war. Die Brüder ihrer Mutter waren schon in den zwanziger Jahren nationalsozialistisch gesinnt, was sie nicht daran hinderte, das Mädchen gern zu haben, auch nach der Machtübernahme Hitlers und

dem Beginn der Judenverfolgung. Dagmars Vater Oswald Bock, auch der Stiefvater Kurt Rosenfeld, der noch vor der Annexion Österreichs starb, waren Juden, Dagmar galt also nach den Nürnberger Gesetzen als Mischling ersten Grades, gehörte damit einer in Wien besonders großen Gruppe von Verfolgten und Bedrohten an, deren Leben unter der Naziherrschaft eine von Fall zu Fall ganz unterschiedliche Wendung nahm. Jedenfalls erschien Dagmar den deutschen Verwandten in Wien höchst gefährdet, deshalb nahm sie ein Onkel, der den Einmarsch der Wehrmacht mitgemacht hatte, mit sich nach Dresden. Doch auch dort konnte sie nichts gegen ihre schrittweise Entrechtung unternehmen. Im August 1942 wurde sie festgenommen und über Berlin-Alexanderplatz und Ravensbrück in einem Transport nach Auschwitz-Birkenau gebracht, wo sie am frühen Morgen des 6. Oktober eintraf.

Dagmar Ostermann wollte ihrem Buch eigentlich diesen Titel geben: »Ich schlafe ein mit Auschwitz, ich wache auf mit Auschwitz, ich lebe mit Auschwitz«, und Marika Schmiedts Film heißt, was durchaus im Sinn der Protagonistin ist, *Aber in Auschwitz will ich begraben sein*. Die fünf- undzwanzig Monate, die sie in Birkenau, dann im Stammlager und wieder in Birkenau zubringen mußte, enden also nicht mit dem Rücktransport nach Ravensbrück, auch nicht mit Malchow, nicht mit dem Wiedereintritt in die Gemeinschaft freier Menschen, sondern bleiben gegenwärtig für immer.

Dagmar war auch im Lager nicht auf den Mund gefallen. Mag sein, daß die Schlagfertigkeit, die starke Selbstdisziplin, das Nutzen jeder Gelegenheit zur Körperpflege, die Fähig-

keit, sich mit einem Leben »von der Früh bis zum Abend und vom Abend bis in die Früh« abzufinden, und die trotzig-Grundhaltung gegenüber den Peinigern ihre Überlebenschancen erhöht haben. Aber letztlich war es reine Glückssache, daß sie davongekommen ist, daran läßt sie keinen Zweifel.

Ihren Mutterwitz und ihren auf eine gleichermaßen pragmatische wie unbändig vitale Lebenseinstellung gestützten Glauben an sich selbst hat Dagmar Ostermann sich auch im Nachkriegswien nicht nehmen lassen. Im Grunde ist sie das schöne blonde Kind aus dem Draschepark geblieben, das nicht weinte, wenn es sich die Knie aufschürfte, und auf die mitleidige Frage der Erwachsenen, ob es denn nicht weh getan habe, zur Antwort gab: »Nein. Ich bin ja ein Herkules!« 1947 heiratete sie einen Mann, der als Jude rechtzeitig aus Österreich geflüchtet war und den Krieg bei den jugoslawischen Partisanen überlebt hatte. Denn für sie war klar, daß nach den Jahren der Verfolgung und Vernichtung nur ein jüdischer Lebenspartner in Frage kam: »Wenn einmal ein Streit ist, und ich habe einen Christen geheiratet, dann sagt mir der in seiner Wut womöglich anstatt ›Du blöde Gans‹ ›Saujüdin‹ – da hätte ich solch eine Wut bekommen, daß ich wohl gewalttätig geworden wäre. Und ein Jude kann mir das nicht sagen!«

Aber er kann seine Frau überreden, die Tätowierung mit ihrer Häftlingsnummer entfernen zu lassen, damit nicht »einer, der deine Nummer sieht, sagt, die haben sie vergessen zu vergasen«. Oder sie bitten, aus der Israelitischen Kultusgemeinde auszutreten, mit der Begründung, dem gemeinsamen Kind dadurch »solche Schwierigkeiten, wie

du sie hattest« zu ersparen. Nicht daß die kirchenskeptische Dagmar Ostermann der jüdischen Religion mehr abgewinnen konnte als den christlichen, die sie durch die Familie ihrer Mutter und durch ein katholisches Dienstmädchen kennengelernt hatte – aber dem Judentum fühlte und fühlt sie sich durch das erlittene Schicksal allemal eng verbunden. Und natürlich den Leidensgefährtinnen, den Um- wie den Davongekommenen, denen sie, erzählend, ein Andenken bewahrt hat, der ebenfalls aus Wien stammenden Marietta Gerngroß, deren Sterben in Birkenau sie nicht aufhalten konnte, der hübschen zutraulichen Irma J., die den schwarzen Winkel der Asozialen trug und ihrem im Lager geborenen Kind aus Dankbarkeit Dagmars Namen gegeben hat, den Kameradinnen im Standesamt, mit denen sie im Keller des Stabsgebäudes die Schlafstelle geteilt hat.

Ich habe eingangs drei Erlebnisse erwähnt, die mir deutlich in Erinnerung geblieben sind, fast so, als wäre ich dabei gewesen: weil sich in ihnen nicht nur Gewalt und Niedertracht äußern, sondern auch Aufsässigkeit, Gerechtigkeitsempfinden und unbeirrbar Liebe, die zwischen Mutter und Tochter, die sich wie ein roter Faden durch Dagmar Ostermanns Lebensgeschichte zieht, und man hört oder liest aufatmend, daß Gertrude, diese »prächtige Frau«, wie die Tochter sie nennt, 1977 ganz friedlich im Schlaf gestorben sei. Und weil diese Episoden, wenigstens die beiden in Wien angesiedelten, dank der Anschaulichkeit, mit der Dagmar Ostermann zu erzählen weiß, und ihrer Widerborstigkeit gegenüber jeder ideologischen oder sentimental Glättung über den amtlichen Stadtplan, den jede und jeder von uns in groben Zügen mit sich herumträgt, einen anderen legt. Er ist

der Zeit des Terrors und den Erfahrungen jener geschuldet, die ihm erlegen sind oder widerstanden haben, liegt vor unserer Lebenszeit und ist uns, dank Dagmar Ostermann, doch zugehörig.

Zu den Fixpunkten auf meinem Ostermann-Wien-Plan gehört, seit ich sie davon reden gehört habe, außer der Kolingasse 3 und dem Gehsteig vor dem Gebäude der Creditanstalt auch ein Haus in der Rauhensteingasse. Dort war die Handelsschule Allina untergebracht, die Dagmar bis 11. März 1938 besucht hat. Weil ihre Betreiber Juden waren, wurde sie schon am Tag des deutschen Einmarsches geschlossen. Und wenn ich über den Graben gehe, muß ich an die Konditorei Lehmann denken, die aufgrund der exorbitant hinaufgesetzten Miete vor einigen Jahren für immer zusperren mußte, was die Schriftstellerin Marlene Streeruwitz zu einer kapitalismuskritischen Reminiszenz an exquisite Prager Rollen bewogen hat, die dort verzehrt wurden, nur hat sie leider nicht erwähnt, was Dagmar Ostermann gesehen hat: daß bei Lehmann am selben März morgen achtunddreißig, an dem Dagmar am Schulbesuch gehindert wurde, ein großes gedrucktes Schild in der Auslage hing: »Juden und Hunden ist der Eintritt verboten!«, und im Wissen darum finde ich es ganz in Ordnung, daß es mit Lehmanns Nußrolle und Huhn in der Muschel für immer vorbei ist, und wenn es nach Frau Ostermann ginge, könnte auch das Apollinaris-Mineralwasser vom Markt verschwinden, dessen Flaschen – wie sie berichtet hat – von der SS im stillgelegten kleinen Krematorium von Auschwitz gelagert wurden.

Noch einen Fixpunkt weist mein Stadtplan auf, ein Haus nämlich in der Stumpergasse, darin Dagmar Ostermanns

Wohnung, in der sie mir ihre Erinnerungen an die Begleitumstände einer Trauung in Auschwitz mitgeteilt hat, zwischen dem aus Favoriten stammenden Häftling Rudi Friemel und seiner spanischen Braut Marga Ferrer. Außer Dagmar hatte auch Jenny Spritzer, ihre Kameradin im Standesamt Auschwitz I, an dieses halbvergessene Ereignis erinnert, in einem Buch mit dem Titel *Ich war Nr. 10291. Als Sekretärin in Auschwitz*. Im Anhang meines eigenen, eben über die Hochzeit von Auschwitz, hatte ich eine Bildlegende aus Spritzers Erinnerungen zitiert: »Man rechnet damit, daß es im Jahr 2010 keine Auschwitz-Überlebenden mehr gibt.« Und ich hatte hinzugefügt: »Nicht nur des falschen Datums wegen will ich diese Prognose nicht wahrhaben.«

Nun, acht Jahre später, halten wir in diesem Jahr. Bei uns ist Dagmar Ostermann, die morgen ihren 90. Geburtstag begeht. Ich habe also recht behalten, und in die Freude über ihr Dasein mischt sich tiefe Dankbarkeit dafür, daß sie uns an die Voraussetzungen erinnert, die Auschwitz möglich gemacht haben, und damit meine ich für diesmal nicht die Praxis der Aussonderung, sondern das Zögern, entschieden und im entscheidenden Moment dagegen aufzutreten, vor dem wir nicht gefeit sind. Dankbarkeit auch dafür, daß ihr genaues Erzählen mehr bewirkt hat als eines dieser großspurigen Denkmäler, die beanspruchen, Millionen Opfern zu gedenken, und in ihrer derben Symbolik – wie die Publizistin Hazel Rosenstrauch angemerkt hat – oft nur belegen, wie »das Scheitern der Aufklärung mit Vertrauen ins Gefühl beantwortet« wird.

Aber es geht ja nicht nur um Wirkung und noch weniger darum, persönliches Erleben am symbolischen Erinnern

zu messen. Es geht auch um Schönheit. Einmal hat der Schriftsteller Michael Guttenbrunner der 1. Mai-Feiern in seiner Heimatgemeinde Althofen gedacht, bei denen zwei Blaskapellen aufmarschierten, »die abwechselnd spielten: die Sonnberger Bergknappen und Arbeiter der Treibacher Chemischen Werke. Und wenn die Sonnberger an der Reihe waren«, schreibt Guttenbrunner, »gebot unser Vater Stille und erhöhte Aufmerksamkeit. ›Die Knappen‹, sagte er jedesmal, ›spielen viel schöner, weil sie schwach auf der Brust sind und Staub in der Lunge haben.« Hier ist die Schönheit angesprochen, die wir Dagmar Ostermann, ihrem Leben und Vom-Leben-Erzählen zuschreiben: keine makellos glatte, strotzende, sondern eine, die sich in Hingabe, Pein und Mitleid entfaltet.

Allerdings – es hätte nicht der leidvollen Erfahrungen bedurft, Frau Ostermann zu der zu machen, die sie geworden ist; anders gesagt, sie wäre auch ohne Auschwitz, ohne ihr Erinnern daran so herculesstark und liebenswert und lebensfroh geworden. Nur hätten wir, paradoxerweise, dann vermutlich nicht das Glück gehabt, sie kennenzulernen. Dieses Glück – und das Vergnügen, sie hochleben zu lassen.

(2010)

# Dichtung und Wahrheit

## Kalmar in Büttelsburg

Ich stelle mir vor, Büttelsburg liegt in Baden. Besser an der Mosel. Oder im Salzkammergut, oder vor den Toren Wiens in der Wachau: Winzerdorf mit lieblicher Umgebung, die zum schwärmerischen Gedanken verführt, die Menschen wären offener als anderswo, sanfter, teilnahmsvoller, menschlicher eben. In einen Weinort gehört die Weinstube ›Zum guten Tropfen‹, in der manchmal die Musik aufspielt, ferner eine Kirche mit Opferstock, Pfarrer und Köchin, eine Tankstelle, ein Kaufmannsladen, eine Apotheke, eine Schule mit Lehrerin, ledig und eifrig, ein Gemeindeamt natürlich, darin der tüchtige Bürgermeister waltet, einige Wirtshäuser und Frühstückspensionen sowie der gutbürgerliche Gasthof ›Zum weißen Hirschen‹, denn der Fremdenverkehr blüht, wenn auch bescheiden. Habe ich etwas vergessen? Die Bahnverbindung natürlich, die Büttelsburg mit der großen Welt und mit dem Nachbarstädtchen Blunz verbindet.

Am Bahnhof wird eines Tages ein Sarg aus dem Waggon geschoben. In ihm kehrt Jakob Kellermann in die Ortschaft zurück, die er samt Frau und jüngerem Sohn 1939 verlassen hat, nicht aus freien Stücken, ehe er irgendwo in Südamerika ansässig, aber nicht heimisch geworden ist. Es gilt, Kellermanns letzten Willen zu erfüllen, in Heimerde begraben zu werden. Die Gemeinde ist gerührt, das Ehrengrab bereits

geschaufelt, der Bürgermeister hält eine geräusperte Rede, dann tragen sechs Männer den Sarg zum Hauptplatz, wo er noch einmal abgesetzt wird, zwecks stillen Gedenkens und der gelogenen Wahrheit: Er war ja doch einer von uns, der brave Herr Kellermann. Der Laden gleich gegenüber, in dem jetzt die Familie Margreiter hantiert, der hat einst ihm gehört.

Endlich ist die Schweigeminute vorüber, der Bürgermeister nickt den Trägern zu: Auf zum Friedhof!, aber der Sarg läßt sich nicht hochheben. Die Männer versuchen, ihn von der Stelle zu rücken, schieben und ziehen aus Leibeskräften, Unruhe kommt auf, Unmut macht sich breit, wer will schon eine Totenkiste dahaben, mitten auf dem Platz, tagaus, tag-ein, ein Traktor wird vorgespannt, vergebens, nach ein paar Tagen ergeht ein Hilferuf nach Blunz, das einen Bautrupp schickt, mit Preßluftschlämmern, die auch nichts ausrichten, irgendwann legt jemand Feuer, das den Sarg verschont, noch später fallen die Ortsbewohner mit Äxten und Sägen über ihn her, doch dem Sarg ist nicht beizukommen. Er steht, wie angegossen. Ein negatives Wunder.

Zumindest eine Attraktion. Erst kommen die Journalisten, dann die Wissenschaftler, dann das schaulustige Volk. Der Sarg wird geschmückt, vermessen, fotografiert. Büttelsburg erlebt einen unerwarteten Aufschwung: Die Gästezimmer sind ausgebucht, in den Wirtshäusern drängeln sich Schweinshaxen und gemischter Salat, die Kassen klingeln heimelig. Ein Jahrmarktstreiben setzt ein, Tanz und Sackhüpfen rund um den Sarg, Küren einer Schönheitskönigin, Trachtenumzug, Blasmusik, frohes Geschrei. Aber: »Das Eigentliche blieb ungesagt.« Ein kleiner Satz mittendrin,

der sich fast verliert, so wie den Fremden bald jegliches Interesse an Kellermanns Sarg abhanden kommt. Büttelsburg fällt zurück in seine Bedeutungslosigkeit. Schlimmer, es ist, als würde der Sarg das soziale Gefüge der Ortschaft auflösen, zum materiellen Niedergang gesellen sich Zank und Mißgunst, allmählich zeichnen sich die Konturen der Geschehnisse ab, die im Vergessen aufgehobene Geschichte kehrt wieder. Wie geht man mit ihr um, und was passiert, wenn man sie nicht haben will?

Ein allwissender Erzähler breitet seine Kenntnisse vor uns aus. Manchmal schlüpft er in die Gedankenwelt ehrsamers Bürger, führt uns die Wirrnis vor, in der sie sich selbst belügen, falsche Sühne leisten, die Schuld auf andere wälzen. Ihre Herzen, Mördergruben: »Immer hintenherum, die Juden«, oder: »Komische Leute waren das. Fahren weg und verabschieden sich von keinem Menschen«, oder: »Ich hab sie sehr gern gehabt, auch wenn sie eine Jüdin war.« Sie, das ist Jakob Kellermanns Tochter Ilse, die von einem Büttelsburger Braunhemd geschändet wurde und sich aus Verzweiflung und Verlassenheit umgebracht hat. Ihr älterer Bruder Richard, verraten und im Konzentrationslager erschlagen. Kellermanns Laden, arisiert. Die Täter leben noch, im Roman. Sie kommen darin zu Tode. Aber es zeigt sich, Buße ist nicht Reue. Denn der Sarg steht weiterhin dort, wo einmal der Hauptplatz war, lange nachdem die letzten Büttelsburger – unter ihnen das Apothekerehepaar, die einzig Gerechten, und der Pfarrer, der einzig Verstehende – den Ort verlassen haben, lange nachdem die Häuser verfallen sind, lange nachdem die Natur von ihnen Besitz ergriffen hat.

Das wirkliche Wunder von Büttelsburg bleibt also aus. Es gibt keine Wiedergutmachung, nur eine Kette von neuem und altem Unrecht, eine Abfolge von Särgen, die sich nicht in die Erde versenken lassen, und wenn doch, springen sie aus den Gräbern, weil »Geschehenes, längst Abgetanes, wieder geschieht und wieder, immer wieder geschieht, ohne Ende«. So steht es im »Nach- und Vorbericht« des Romans, trotzdem redet sein Autor nicht dem Fatalismus das Wort. Eher meint er: Wir müssen Böses um seiner selbst willen bekämpfen, ohne Aussicht auf Erlösung, Schadensbegrenzung oder Belohnung. In Büttelsburg haben sich, im Gefolge der Aufregung um den Sarg, auch ein paar junge Menschen zusammengetan, die wissen wollen, wie alles gekommen ist. Einer von ihnen ist der Sohn des Bürgermeisters. Er erfährt, wie tief die eigenen Eltern in die Verbrechen an der Familie Kellermann verstrickt sind. Der Schmerz darüber treibt ihn in die Ferne. Aber der Pfarrer, durch den der Autor spricht, will ihn zurückhalten: »Tu dein Werk in Büttelsburg. Hier grab die Wahrheit aus!«

Fritz Kalmar hat viele Erzählungen, Gedichte und Songtexte geschrieben, die um Erinnern und Exil kreisen. *Das Wunder von Büttelsburg*, das ich als Testament zu Lebzeiten lese, ist im Gegensatz zu seinen Heimwehgeschichten aus Südamerika kaum wahrgenommen worden. Nicht nur deshalb habe ich den Roman nacherzählt – mit der Forderung, herauszufinden, was bei uns in Büttelsburg geschehen ist, nicht auszuweichen in Ersatzhandlungen anderswo, treffen sich Preisträger und Preisgeber, der exilerfahrene Schriftsteller Fritz Kalmar und die von der Gegenwärtigkeit seines Schreibens überzeugte Theodor Kramer Gesellschaft. Um

sie brandet ein Meer von Stimmen, die lauthals Klage führen über das ach so himmelschreiende Vergessen und vor lauter Jammern nicht dazu kommen, die Vergessenen, Verschwiegenen endlich wahrzunehmen. Dabei wäre es so einfach: Kalmars Erfahrungen zu suchen, ihn anzuhören, seine Bücher zu lesen.

Mit der sorgfältigen Personenzeichnung, der Darstellung eines überschaubaren Kosmos, dem Sinn für Humor und Situationskomik sprengt *Das Wunder von Büttelsburg* die Grenzen der Parabel, der literarischen Fallstudie. Es ist auch kein autobiographischer Bericht, wenngleich der Autor schon bei seiner ersten Reise ins wiedererstandene Österreich, im Winter 1957, Gelegenheit hatte, die Büttelsburger Gemeinde kennenzulernen. Kalmar und seine Frau gingen damals in Genua von Bord und nahmen den ersten Zug nach Wien. Nach der Grenze, bei Arnoldstein, stieg eine Frau zu, keuchte ins Abteil, setzte sich und fragte nach einem Blick auf die Überseekoffer, woher sie denn kämen.

Aus Uruguay, Südamerika.

Südamerika! Und wie lang sind Sie schon dort?

Seit 1939.

Hinter der Stirn der Frau, erzählt Kalmar, begann etwas zu rattern, Jahreszahlen und Ereignisse wurden abgespult, und gleich darauf sagte die Frau: Ah, da haben Sie ja gar nichts mitgemacht. Den Krieg, die Entbehnungen.

Ja, nichts mitgemacht, höhnt der feine, zarte, höfliche Fritz Kalmar. Sein Vater war schon 1927 gestorben, der Mutter und den drei Brüdern gelang die Flucht aus dem von Nazideutschland annektierten Österreich. Ihr Schicksal unterscheidet sich also von dem der Familie Kellermann.

Trotzdem gibt es eine Übereinstimmung im Detail: Im Roman wird Richard Kellermann verhaftet, weil das Hausmädchen im Gemeindeamt meldet, daß er Karikaturen des Führers angefertigt habe – wie Kalmars Cousin Richard Hönich, der seine Zeichnungen in der Schreibtischlade aufbewahrt hatte. Die langjährige Haushälterin der Familie hatte dies den Behörden verraten. Im Hotel Metropol, dem Sitz der Wiener Gestapo, wurde der junge Hönich halb totgeprügelt, im kalten November mit Wasser übergossen, dann nach Dachau verschleppt. Nach zwei Wochen kam die Nachricht: An Lungenentzündung verstorben. Richards Vater wollte die Urne nicht haben. Wer beweist mir, daß seine Asche darin ist, und nicht die eines Hundes.

Drei Jahre später wurden Kalmars Onkel und Tanten nach Riga deportiert. Es hält sich das Gerücht, daß sie Giftkapseln bei sich trugen.

Hoffentlich ist es ihnen gelungen, sie einzunehmen, sagt er. Ich würde es ihnen wünschen.

Kalmar ist promovierter Jurist. Er machte das Gerichtsjahr, arbeitete dann in der Anwaltskanzlei von Dr. Karl Graus in der Wiener Grünangergasse. Nach der Annexion Österreichs mußte Graus sein Büro schließen, er konnte sich später nach Shanghai retten. Fritz Kalmar war einige Monate lang in der Buchhaltung seiner Onkel Jordan und Siegfried Hönich tätig. Die Häuseradministration Hönich in der Schreyvogelgasse stand bereits unter kommissarischer Verwaltung eines ss-Mannes, es ging um die reibungslose Abwicklung des Unternehmens. Eines der verwalteten Häuser gehörte dem norwegischen Reeder Harald Stange, der Fritz als Seemann unter Vertrag nahm. Auch dessen

jüngstem Bruder Heinz verhalf Stange solcherart zur Ausreise aus dem Dritten Reich. Das erste Exilland war Bolivien, wo Fritz bereits von seinem anderen Bruder Ernst erwartet wurde. Als auch die Mutter nachkommen durfte, war die Familie komplett.

La Paz bot den exilierten Österreichern wenig Entfaltungsmöglichkeiten. Zuerst arbeitete Kalmar bei seinem Bruder, der Lampenschirme fabrizierte, dann als Maler und Anstreicher, erfolgloser Anzeigenakquisiteur und Radiosprecher. Die Bekanntschaft mit dem Regisseur und Dramatiker Georg Terramare und dessen Frau, der Schauspielerin Erna Terrel, wurde bestimmend für sein weiteres Leben. Sie bestritten kulturelle Veranstaltungen, die das Heimweh nach Österreich lebendig hielten. Und nicht nur das, sagt Fritz Kalmar: Wir weckten es in denen, die aufgrund der erlittenen Verfolgung und der Enttäuschung über das Verhalten ihrer Landsleute von Österreich nichts wissen wollten. Wir, das war die *Federación de Austriacos Libres*, die Kalmar bis zu ihrer Auflösung Jahre nach Kriegsende leitete. Terramare starb 1948, sein Freund und seine Witwe wurden ein Paar. 1953 heirateten sie und übersiedelten nach Montevideo, an den Río de la Plata, wo die Menschen offen waren, der Horizont weit.

Ich vermute, Fritz Kalmar wäre unter den ersten gewesen, die nach Kriegsende nach Österreich zurückkehrten, auch wenn nie eine offizielle Einladung an die Vertriebenen erging. Aber man hörte von Menschenraub durch die sowjetischen Besatzer, Terramare war aufgrund seiner monarchistischen Gesinnung – als k. u. k. Republikaner im Grunde seines Herzens – von einem Reemigranten angefeindet wor-

den, und Erna Terrel befürchtete deshalb Unannehmlichkeiten. Später reichte das Geld nicht, und noch später fand sich das Ehepaar mit seinen zwei halben Heimaten ab, zumal Kalmar als österreichischer Honorarkonsul in Montevideo hoch angesehen war. Als seine Brüder Anfang der siebziger Jahre mit ihren Familien nach Österreich zurückkehrten, fragte er Erna: Meinst du nicht auch, daß es an der Zeit wäre, und sie antwortete, nach Österreich gern, so lang wie möglich und so oft wie möglich, aber immer wieder zurück in unser geliebtes Uruguay. Erst nachdem sie einen Schlaganfall erlitten hatte, träumte Erna Terrel davon, für immer nach Wien zu gehen. Da war es zu spät. Dann starb sie, und Kalmar war allein. Er hat Grund zur Annahme, daß er einen kalten Winter in Österreich nicht überleben würde. Trotzdem würde er es riskieren, auf Teufel komm raus. Anders als die Hutmacherin Finnerl, die Heldin einer seiner Geschichten, fühle er sich in Südamerika nämlich nicht »wie zuhaus«. Es sei ihm nie gelungen, seine heimatlichen Gefühle in die andere Kultur zu übersetzen. Was ihn dort halte, sei seine uruguayische »Ersatzfamilie« – ein jüngerer Ehepaar mit Kindern. Da muß ich an Kalmars Erzählung *Der Tränensucher* denken, die sich in seinem Band *Von lauten und leisen Leuten* findet. Sein Held hat alles im Leben falsch gemacht, so hat er zwar einen Haufen Geld, aber keinen Menschen, der ihm auch nur eine Träne nachweinen wird. Bei Fritz Kalmar ist es genau umgekehrt. Daß wir ihn so sehr lieben, hüben wie drüben, führen wir gegen seine Gewißheit ins Treffen, nur eine Heimat zu haben.

Die schon erwähnte Föderation Freier Österreicher hatte von Bolivien aus auch materielle Hilfe geleistet. Während

des Krieges gingen die Einnahmen aus den Theateraufführungen und Bunten Abenden an das Rote Kreuz, nach Kriegsende wurden hungernde Kinder und Künstler in Österreich mit Carepaketen unterstützt. Eines der ersten Pakete schickte Fritz Kalmar an eine Frau namens Maria Vlahović, die in der Häuseradministration Hönich gearbeitet und ihm dort wahrscheinlich das Leben gerettet hatte: SA-Männer auf Judenfang rüttelten zur Mittagszeit an der Bürotür, und Frau Vlahović hielt sie so lange hin, bis Kalmar durch den Hinterausgang entwischen konnte. 1999, als *Das Wunder von Büttelsburg* erschien, war sie schon Mitte achtzig. Sie schickte mir das Buch mit der inständigen Bitte, es doch in einer Zeitung zu besprechen. Ich rief sie im Pflegeheim an, sie war diskret und bescheiden, erwähnte die Episode im Haus in der Schreyvogelgasse mit keinem Wort. Hingegen erinnerte sie sich an einen »merkwürdigen Silvestertag« 1938, den sie dort mit Kalmar verbracht habe. Von ihm erfuhr ich dann, daß sie wenige Monate nach unserem Gespräch verstorben war. Auch diese Maria Vlahović gehört zu Büttelsburg. Hier hat sie ein kleines Wunder bewirkt. Fritz Kalmar hat es nicht vergessen.

(2002)

## Im Blick immer ein Gegenüber

*Dieter Masuhr und die Kunst des Mitleids*

Der Publizist David Rieff hat sich im Oktober 2005, bei einem Vortrag im Fotomuseum von Bogotá, mit dem Anspruch der Fotografie beschäftigt, die Wirklichkeit treu abzubilden und sich überdies der Wahrheit zu nähern, also jenem fernen Punkt, zu dem Erkundung und Erfahrung, Wissen und Mitgefühl verschmelzen. Anlaß war das letzte Buch seiner Mutter Susan Sontag, *Das Leiden anderer betrachten*, in dem sie nach einem Vierteljahrhundert das Thema ihres Essays *Über Fotografie* wieder aufnahm. Seinerzeit hatte Sontag für eine sparsame »Ökologie der Bilder« plädiert, weil deren massenhafte und beliebige Verwendung die Betrachterin abstumpft und betäubt. Nun stellte sie – angeregt wohl durch ihren Aufenthalt im belagerten Sarajevo und die Erinnerung an tapfere Bildreporter – diese Forderung zurück und räumte ein, daß Fotos Unrecht und Gewalt zwar nicht unmittelbar bekämpfen können, aber unter Umständen stark genug sind, den Betrachter zu mobilisieren: »Das Bild sagt: Setz dem ein Ende, interveniere, handle! Und dies ist die entscheidende, die korrekte Reaktion.« Allerdings müsse dann immer noch die Apathie derer überwunden werden, die das Foto zu Gesicht bekommen, ein Gemüts-

zustand, den Sontag nicht mehr der visuellen Überreizung, der Bilderflut zuschrieb, sondern der Ohnmacht angesichts des gezeigten Schreckens. Zur »korrekten Reaktion«, zum wirklichen Verstehen dessen, was auf einem Foto zu sehen ist, brauche es das Wissen um Zusammenhänge. Ein Foto, behauptete Sontag, sage nicht mehr als tausend Worte, sondern ohne Worte nichts. »Immer dann, wenn Bilder dessen sind, was wir ›Nachricht‹ nennen, liegt die Wahrheit nicht im Bild selbst, sondern in dessen korrektem Etikett.«

Auch Rieff, der sich oft in Kriegsgebieten umsieht, weist darauf hin, daß es mit Fotos selten gelingt, über den Schock hinaus wirkungsmächtig zu werden: Sie bedürften der Bildlegende oder der danebenstehenden Reportage, oder zumindest eines Titels. Dabei sei es paradox, daß der Schreibende, ungleich dem Fotografen, sich gar nicht an die vorderste Frontlinie, an den Ort eines Massakers oder ins Zentrum einer Naturkatastrophe begeben müsse, um das Geschehen zu erfassen. Denn ihm stehe die Möglichkeit offen, Quellen zu erschließen, Augenzeugen und Überlebende zu befragen, das so gewonnene Material mit seinen historischen, politischen und kulturellen Kenntnissen zu verbinden, zu gewichten und zu relativieren. Es sei demnach ungleich schwerer, die Absichten eines Autors zu verraten oder falsch zu verstehen als die eines Fotografen.

Dieter Masuhr ist vor einigen Jahren, in einem Aufsatz *Über Unterschiede zwischen Fotografie und Malerei*, zu vergleichbaren Ergebnissen über die Beschränktheit der Fotografie gekommen, wobei er, seiner Neigung und seinem Temperament entsprechend, von einem Genre ausging, das von Tagesaktualität und politischem Engagement schein-

bar weit entfernt ist: vom Porträt. Während das gemalte Porträt gemäß seinem Entstehungsvorgang das Dauernde beschreibe, sei das Fotoporträt mit dem Vergänglichen befaßt. Denn die Aufnahme erfolge notgedrungen in einem winzigen, technisch bestimmten Moment, das Leben des Porträtierten erstarre zu einem Dokument dieses einen Augenblicks. »Darin liegt zugleich die Unwiederholbarkeit eines Fotos begründet, es ist zwar tausendfach reproduzierbar, jedoch nicht ein einziges Mal zu wiederholen.« Dies sei die Ursache dafür, daß uns ein Foto auf melancholische oder begeisterte Gedanken über die Vergänglichkeit bringe. Gemalte Porträts hingegen teilten sich den Betrachtern als gegenwärtig mit, auch nach Jahrhunderten.

Masuhr ging es nicht darum, die Malerei über die Fotografie zu stellen, aber er wies dieser doch eine Reihe von Merkmalen zu, die sie als wenig geeignet für das Ergründen menschlicher Verhältnisse erscheinen lassen: den schon erwähnten eingefrorenen Moment der Aufnahme; die angehaltene Bewegung; das Unvermögen, innerhalb des gewählten Bildausschnitts etwas wegzulassen, auszusparen, anzudeuten; die ungleich größere Gefahr, unverbindlich zu sein. Und die Vermutung, »daß ein Foto der verstandesmäßigen Einordnung bedarf, damit das Interesse daran nicht nach kurzer Zeit zum nächsten weiterwandert«. Hier verknüpft sich Masuhrs Auffassung mit Sontags und Rieffs Unbehagen daran, daß das Foto als Nachricht, allein, sein gesellschaftliches Umfeld unterschlägt, daß es der Erklärung bedarf, die ihm erst seine Vieldeutigkeit nimmt.

Aber trifft das nicht auch auf andere Sparten künstlerischen Arbeitens zu? Dieter Masuhr hat als Porträtzeichner

in sogenannten Konfliktherden unseres Planeten drei bedeutende, einzigartige Zyklen geschaffen, in denen Kunst und Mitleid zueinanderfinden. (Mitleid im Sinne Schopenhauers, als Tugend, die »die Mauer zwischen du und ich« niederreißt.) Den ersten im aufständischen Nicaragua, wo er 1979 Guerilleros der Sandinistischen Befreiungsfront abbildete; den zweiten im ehemaligen Jugoslawien, 1994, als er Hilfsgüter in das belagerte Bihać transportierte und dabei seine bosnischen, serbischen und kroatischen Reisebekanntschäften porträtierte; den dritten in Palästina, wohin er 2003 mit der Absicht aufgebrochen war, Menschen zu zeichnen, die ihrerseits »von der Intifada gezeichnet« sind.

Das sagt sich so leicht: Nicaragua, Bosnien, Palästina. Tatsächlich hat Masuhr sich freiwillig in Gefahr begeben, ohne Auftrag und ohne Aussicht auf Gelingen, nur mit dem unbändigen Wunsch zu helfen, wenn anderswo gelitten und gekämpft wird, dabeizusein, als Augenzeuge im eigentlichen Wortsinn, der das, was er sieht, andere sehen läßt. So begreifen auch Fotografen ihre Tätigkeit. Aber als hätte er die oben referierten Einwände längst bedacht, schloß Masuhr die Kamera als Arbeitsgerät von Anfang an aus. In der Vorbemerkung zu seinen Zeichnungen aus Nicaragua heißt es: »Ein Fotograf schiebt einen Apparat zwischen Ereignis und Wahrnehmung, schon während das Ereignis abläuft. Er zerstückelt, was er erlebt, in Momentaufnahmen. Die ursächlich handelnden oder leidenden Menschen sind in seinen Bildern meistens nur Staffage. Deshalb zeichnete ich die Menschen, die die Ereignisse bestimmen. Was einen Menschen zum Befreiungskampf bewegt, spiegelt sich in seinem Gesicht. Wenn ein Porträt den lebendigen Augenblick wie-

dergibt, in dem es entsteht, zeigt es nicht nur den Charakter des Dargestellten, sondern auch die Umstände.« Unter den 131 Zeichnungen von Revolutionären und Sympathisanten sind nur zwei gesichtslose, nämlich eine Ansicht des Dorfes Belén und die Darstellung eines Guerilleros, wie er mit verbundenen Augen das Reinigen und Zusammensetzen eines Gewehrs übt. Die Porträts aus Jugoslawien befassen sich – mit einer Ausnahme: dem einer schwächtigen alten Frau in einer Ortschaft nahe Bosanska Krupa – ausschließlich mit Gesichtern, selbst die Schultern, die Hemdkrägen sind bloß angedeutet. Auch im Westjordanland, in mehreren Ortschaften und Flüchtlingslagern zwischen Bethlehem und Hebron, hat Masuhr fast immer darauf verzichtet, ein Motiv außerhalb des jeweiligen Gegenübers zu suchen. Nur einmal tritt er zurück, um die Trümmer eines niedergewalzten oder gesprengten Hauses zu skizzieren, mittendrin eine kleine, unwirklich gefaßte Menschengestalt, die das linke Bein über das rechte Knie gelegt hat. Auf einer anderen Zeichnung stellt ein Mann, an einen Stuhl gefesselt, den er in Balance zu halten versucht, und mit einem über den Kopf gestülpten Sack, eine Foltermethode nach, die israelische Militärs an ihm erprobt hatten.

Das sind, wie gesagt, die Ausnahmen, gezeichnete Fußnoten. Sonst vertraut Masuhr seiner Kunst, im Gesicht eines Menschen auch dessen Umstände zu erfassen. Aber ich glaube, da ist noch etwas, das ihn zum Porträtieren inmitten von Kriegen veranlaßt hat: Wir erliegen, sobald wir von Elend, Verfolgung, Verwüstung hören, der Versuchung, die davon Betroffenen nicht länger in ihrem vollen Menschsein wahrzunehmen, sondern in der ihnen zugeschriebenen

Eigenschaft als Opfer. Wir machen sie dadurch zu Minusmenschen, reduzieren sie auf das, was sie auch sind, aber eben nicht ausschließlich. Dieter Masuhr widersetzt sich dieser Diskriminierung, er will festhalten, wie die Menschen jenseits der aktuellen Bedrohung waren, sein werden, sein könnten.

Gänsekiel und Tusche. Nähe und Zeit. Blick und Blickwechsel, vom Gezeichneten zum Zeichner. (Der Fotograf verschließt sich diesem Schauen, er bedeckt seine Augen im entscheidenden Moment mit der Kamera.) Durch den Vorgang des Porträtierens gibt der Porträtist sich zu erkennen – und gewinnt Vertrauen. »So empfindlich Uniformierte gegenüber einer Kamera reagieren«, notiert Masuhr während seiner Fahrt durch serbisches Gebiet, »so neugierig und vorbehaltlos drängen sie sich um das weiße Blatt, aus dem eine zerrupfte Gänsefeder das Bild eines lebendigen Menschen hervorholt.« Und in der Vorbemerkung zu den Sandinistenporträts erwähnt er, was dank dieser Arbeitsweise zustande kommt: »Während der Zeitspanne höchster Intensität, in der Maler und Dargestellter aufeinander eingehen, übertragen beide ihre Identität auf das Bild. Die Guerilleros haben deshalb die Zeichnungen an meiner Statt signiert. Auch Texte auf den Zeichnungen haben die *compañeros* selbst geschrieben.« Namenszüge, Danksagungen, autobiographische Fragmente, Gedichtzeilen, Klagen, Sätze der Hoffnung und Trauer füllen ebenso die Blätter, die Masuhr aus Jugoslawien und Palästina mitgebracht hat.

Diese Äußerungen von Porträtierten sind nicht die einzigen schriftlichen Zeugnisse, die die Zeichnungen beglaubigen. Über seine Erlebnisse und Gedanken im ehemaligen

Jugoslawien hat er einen umfangreichen Bericht geschrieben, *Die Reise nach Bihać*, und um die Zeichnungen von *Menschen aus Palästina* sind Notizen, Berichte und Aufsätze gruppiert, in denen außer ihm der deutsche Journalist Johannes Zang, dessen Frau Janina, eine Kunsterzieherin, die israelischen Friedensaktivisten Adi Ophir und Uri Avnery sowie der britische Sozialwissenschaftler Chris Marsden die Ursachen und Wirkungen der Gewalt erörtern. Heißt das, daß auch für die Zeichnungen, wie für das Foto, die Eindeutigkeit erst durch das geschriebene Wort hergestellt wird? Ich glaube nicht. Die Beigaben der Porträtierten sind ja der Innigkeit im Schaffensprozeß geschuldet, der Kommunikation zwischen, manchmal sogar der Kommunion von Künstler und Modell. Was Masuhr darüber hinaus geschrieben oder von anderen akquiriert hat, verdankt sich seiner zweiten Begabung – er ist nicht nur bildender Künstler, sondern auch Schriftsteller. (Im Aufsatz über Fotografie und Malerei hat er die Bildwerdung sinnlichen Erlebens mit dem Schreiben von Gedichten verglichen.) Man kann also sagen, er zeichnet und malt, schreibt außerdem, und in der Regel vermag die eine Fertigkeit ohne die andere zu bestehen. In der *Reise nach Bihać* jedoch bedürfen die Porträts der Erzählung. Denn hier sind die Menschen, denen Masuhr begegnet, einander feind, ihre Erfahrungen widersprüchlich und gegensätzlich, ihre Anschauungen oft platt und oberflächlich. Haß und Vorurteil lassen sich schwer vom Gesicht abzeichnen.

Der Reisebericht übrigens zeigt, wie schwer es sich der Künstler macht und wie leicht sich dann das Schwere liest. Denn er schreibt nicht einfach eine Chronik seiner Fahr-

ten durch das zerstörte Jugoslawien, sondern muß sich als Ich-Erzähler immer wieder gegen Szenen aus einem Film behaupten, der sich aus den Klischees der Medienindustrie speist, einem erfundenen Film, in dem Dieter Masuhr einer unter vielen Darstellern ist, »der übervorsichtige, dennoch neugierige Maler, Chronist, der den Wagen fährt, um in die eingeschlossene Stadt Bihać zu gelangen«. Auf dem Weg dorthin und zurück treibt ihn ein kindlicher Glaube vorwärts, ohne den wir Friedens-, Gleichheitsträumer freilich gleich den Löffel abgeben könnten – der Glaube an die Fähigkeit der Menschen, sich über ihre Anliegen miteinander zu verständigen. Diese Fähigkeit verlangt nach einer angemessenen literarischen Gestalt, offen für Mitteilung, Räson und Gegenrede, und deshalb wird in der *Reise nach Bihać* soviel gesprochen und laut nachgedacht (auch in Masuhrs ungedrucktem Opus magnum *Angur* übrigens, und in den meisten seiner Gedichte). Gesprochen, sage ich, nicht geschwätzt! Und der Blick findet immer ein Gegenüber.

Das ist es, was Dieter Masuhr erfüllt, das Bemühen um Verständigung und Einsicht. Nicht um den Preis falscher Versöhnung, die er den Christen und den Sozialdemokraten überläßt. Die Neugier auf Fremdes und die glückhafte Erkenntnis, wie vertraut es doch ist. Die Bereitschaft, Menschen und Tiere und Dinge immer wieder neu und von neuem zu sehen, und die Beharrlichkeit, was er als wichtig erkannt hat, gegen alle Widerstände zu verfolgen. Meinen fernen unerläßlichen Freund, in dessen heller Stimme selbst eine Gewißheit wie eine Frage klingt.

(2006)

Auf einem anderen Kontinent

## Wirbelwind der erotischen Linken

In Guatemala, wo nur wenige satt werden und nicht alle, die satt werden, auch lesen können, ist 1973 ein Buch erschienen, das als pornographisch, schamlos und sensationslüstern verteufelt wurde. Schon der Titel *Poemas de la izquierda erótica*, »Gedichte der erotischen Linken«, sorgte für Aufsehen in einer Gesellschaft und zu einer Zeit, in der es als obszön galt, erotisches Verlangen zu äußern, als gefährlich, sich zur Linken zu bekennen, und innerhalb dieser als eine Zumutung betrachtet wurde, die Gleichberechtigung der Frauen ebenso wichtig zu nehmen wie die Befreiung der Armen, deren Anteil an der Gesamtbevölkerung in den letzten fünfzig Jahren weitergestiegen ist und inzwischen knapp sechzig, in den Provinzen Alta Verapaz und Sololá sogar mehr als achtzig Prozent ausmacht.

Die Autorin, Ana María Rodas, war damals sechsunddreißig Jahre alt und als Journalistin tätig, wurde aber im schmalen kulturbeflissenen Mittelstand, von dem die indigenen Einwohner bis heute ausgeschlossen sind, nur als Muse zahlreicher Künstler zur Kenntnis genommen, darunter des exzentrischen Malers Arnoldo Ramírez Amaya, mit dem sie in zweiter Ehe verheiratet war. Von ihren Dichterfreunden kam nur einer zur Buchpräsentation, nicht ohne der Verfasserin vorzuwerfen, *la poesía cosificada*, die Poesie also zur

Ware herabgewürdigt zu haben, weil sie ihr Buch allen Ernstes verkaufte und nicht an ihre Bekannten verschenkte. Ein anderer Schriftsteller meinte, was Ana María geschrieben habe, sei nicht als Dichtung anzusehen, weil ihr die Verse spontan herausgerutscht seien, wie bei Frauen so üblich. Lediglich die Essayistin Luz Méndez de la Vega, der Journalist Roberto Paz y Paz und der Literaturwissenschaftler Dante Liano rühmten die Vehemenz, mit der die Autorin das traditionelle Rollenbild von Mann und Frau zertrümmert hatte.

Neunzehn Jahre später bekräftigte der Lyriker Francisco Nájera das Urteil dieser drei Kritiker. Er maß die Bedeutung der Gedichte an zwei Aufsätzen: In dem einen, über Sexismus in der Literatur, hatte der Mexikaner Carlos Monsiváis 1979 darauf hingewiesen, daß in Hispanoamerika das Wort weiblich mit den Attributen zärtlich, sittsam, geduldig, lieblich, selbstlos, schmerzvoll, passiv, träge, willensschwach, frivol, geschichtslos und klatschsüchtig gleichgesetzt werde. Monsiváis wies damit auf Zustände hin, die Rodas früher und radikaler als er bezeichnet hatte:

Die Grammatik lügt  
(wie jede männliche Erfindung)  
Weiblich ist kein Geschlecht, es ist ein Eigenschaftswort,  
das minderwertig, unzurechnungsfähig, benutzbar,  
erschwinglich, leicht zu bedienen,  
entsorgbar bedeutet. Und vor allem  
verletzbar. Das zuerst, vor jeder  
anderen vorgefaßten Bedeutung.

In der zweiten Abhandlung, auf die sich Nájera stützte,

hatte Luz Méndez de la Vega 1984 angemerkt, daß unter Frauenliteratur in Guatemala noch gegen Ende dieses – also des zwanzigsten – Jahrhunderts »keusche, um Harmonie bemühte Dichtung« verstanden werde. Deshalb, so Nájera, mußte in einem Land wie Guatemala weibliche Literatur, wollte sie sich in feministische verwandeln, Ausdrucksweisen und Themen finden, die bis dahin den Frauen verboten waren. »Was Rodas von ihren Vorgängerinnen und Zeitgenossinnen unterscheidet, ist ihre Sprache«, die Vorliebe fürs Prosaische und Narrative, »im Dienste einer offenen, nicht verbrämten sexuellen Konfrontation«. Zudem habe sich die Autorin sprachlicher Register bedient, die in Guatemala Männern vorbehalten waren: die Gedichte sind sarkastisch, ungestüm und voll direkter sexueller Bezüge. »Dies alles, und hierin liegt, ideologisch gesehen, der vielleicht wichtigste Aspekt ihrer Poesie, mit einem Diskurs, der die Klage als Ausdruck der Ohnmacht verwirft. Solcherart bekämpft Rodas das Bild der unterwürfigen und abhängigen, unterdrückten und willenslosen Frau.«

Tatsächlich ist es die Kombination aus Wut, Witz, Aufrichtigkeit und Scharfsinn, die den »Gedichten der erotischen Linken« eine Frische verleiht, der die Jahre und Moden nichts anhaben konnten. In ihnen werden Themen verhandelt, die von Autorinnen in der Ersten und mittlerweile einzigen Welt erst viel später, und fast immer mit politischer Ahnungslosigkeit und kommerziellem Kalkül, aufgegriffen wurden: Inzest, Masturbation, Eifersucht, Depression, Medikamentensucht.

Rodas dagegen suchte weder Anerkennung noch Skandal. Es ist nicht einmal sicher, daß sie die Sprengkraft ihrer Ge-

dichte vorausgesehen hat. Mit Lyrik hatte sie sich bis dahin kaum befaßt, ihr Interesse galt der Prosa, den Romanen und Erzählungen französischer, nordamerikanischer, lateinamerikanischer Autoren, die mit der Tradition des bürgerlichen Realismus (auch in seiner sozialistischen Spielart) brachen, und ihre Gesprächspartner waren hauptsächlich Maler und Graphiker, die auf ihrem Gebiet Ähnliches erprobten und – wie fast überall – in der Regel mehr von Literatur verstanden als die eigentlichen Literaten. Sie erinnert sich an die stundenlangen Gespräche damals. Aber anders als heutzutage üblich hätten sie stundenlang und mit großem Ernst nicht über das eigene, sondern das Schaffen anderer diskutiert. Ihre Gedichte, sagt sie, seien anfangs spontan entstanden, als Aufzeichnungen dessen, was sie erlebt und empfunden hatte. Der Gestaltungswille kam erst später hinzu, und damit der Gedanke, daß sie anderen nützlich sein könnten. Deshalb auch die von Gedicht zu Gedicht jäh wechselnden Stimmungen und Blickwinkel, aus denen sie den Zusammenhang von Begehren, Abscheu und Unterwerfung ergründet. Ich du er wir sie, es geht stürmisch voran, Verluste sind eingeplant und Pardon wird nicht gegeben.

BENEHMEN WIR uns wie Jungfrauen.

So

wollen sie uns.

Vögeln wir in Gedanken,  
sanft und leise  
mit der Haut eines Geistes.

Lächeln wir  
unschuldige Weibchen.

Und in der Nacht stoßen wir zu, mit dem Dolch  
und springen in den Garten  
verlassen wir  
was nach Tod stinkt.

Heute, im Rückblick auf Jahrzehnte ohne Freiheit, ohne »diese Dame, die wir nur vom Hörensagen kennen«, ist sich Ana María Rodas bewußt, daß ihre Gedichte nicht isoliert von anderen Werken gesehen werden dürfen: Mit Luis de Lión (der 1984 von Militärs ermordet wurde) und Margarita Carrera, Marco Antonio Flores und Mario Roberto Morales, Luis Eduardo Rivera und José Mejía hat sie eine ganze Generation geprägt, die der siebziger Jahre. Gemeinsam war ihnen die fehlende Ehrfurcht – als *generación irreverente*, respektlose Generation, hat sie deshalb auch Morales bezeichnet –, die Angriffslust und die Freude an der Provokation, der Kampf gegen das Gutgemeinte, aber schlecht Gemachte, gegen den Mythos vom siegreichen Aufstand, gegen Romane und Gedichte, in denen für Indios, für Arme und für Frauen, aber unter deren Ausschluß, Partei ergriffen wurde. Diese Generation scharte sich um die kulturpolitische Zeitschrift *Alero*, die 1970 an der ältesten und größten Universität Zentralamerikas, der Universidad San Carlos, gegründet wurde und zehn Jahre lang durchhielt; sie diente der Selbstverständigung in einer schlechten Zeit, die noch schlechteren Zeiten entgegenging. In diesem Jahrzehnt erschien neben den »Gedichten der erotischen Linken« Lia-

nos Erzählung *Jorge Isaacs habla de María* (»Jorge Isaacs redet über María«), mit der ein Klassiker der lateinamerikanischen Literatur verhöhnt wird, veröffentlichte Morales den Aufruf zum literarischen Vatermord an Guatemalas Nobelpreisträger, *Matemos a Miguel Ángel Asturias* (»Töten wir Miguel Ángel Asturias«), vollendete Flores seinen Roman *Los compañeros* (»Die Gefährten«), der perspektivenreich, zeitlich verschränkt und auf mehreren Sprachebenen die Widersprüche zwischen Vorsatz und Gelingen einer Handvoll junger Revolutionäre beschreibt. Schon 1975 legte Rodas ihren zweiten Gedichtband vor, dessen kaum übersetzbarer Titel *Cuatro esquinas del juego de una muñeca* auf das Kinderspiel *Bäumchen, wechsel dich* Bezug nimmt. Für sie stellt dieses Buch das Mittelstück einer Trilogie dar, die mit dem Band *El fin de los mitos y los sueños* (»Das Ende der Mythen und Träume«) 1985 ihren Abschluß fand.

*Cuatro esquinas* setzt mit einem furiosen »Brief an die sterbenden Väter« ein, in dem die Autorin sich nicht nur gegen den aggressiven Machismo der postkolonialen Gesellschaft und das paternalistische Getue ihrer Kollegen richtet; seine Adressaten waren auch die reichen Ladinos (Weiße und Mestizen), die Guatemala beherrschten und eben darangingen, es in Blut zu ersticken: Ende der siebziger Jahre wurde die strukturelle Gewalt derer, »die das Land ein Jahrhundert lang wie ihre Hacienda verwaltet hatten«, abgelöst von der Politik der verbrannten Erde, der verbrannten Dörfer, der verbrannten Menschen. Den Oppositionellen blieb nur die Wahl zwischen *encierro*, *entierro*, *destierro*, will heißen Stillhalten, Sterben, Fliehen. Ins Exil zu gehen, dort mittellos von vorn zu beginnen, als Alleinerzieherin

dreier halbwüchsiger Töchter, das kam für Rodas nicht in Frage. Als Reporterin Greuel zu verschweigen, von denen sie Kenntnis erlangte, genausowenig. Deshalb brachte sie sich aus der Schußlinie der Militärs und Paramilitärs, indem sie eine Stelle in der Presseabteilung der französischen Botschaft, Jahre später als Assistentin des us-amerikanischen Kulturattachés annahm. Sie weiß, wie privilegiert sie dadurch war. Aber eine Überlebensgarantie war auch das nicht.

Die Erfahrungen der achtziger Jahre, dieses verlorenen Jahrzehnts, hat Rodas in ihrem vierten Gedichtband *La insurrección de Mariana* (*Marianas Aufstand*, 1990/93) verarbeitet. Hier fehlt der freche, selbstbewußte Ton der ersten drei Bücher. Statt dessen dominieren Trauer, Ohnmacht, Widerwille, das Geschehene zu begreifen, die Mordmaschinerie von Polizei, Militär, Todesschwadronen hinzunehmen, den Tod ihrer Freundin und Kollegin Irma Flaquer zum Beispiel, die, weil sie in ihrer Zeitungskolumne *Lo que otros callan* (»Was andere verschweigen«) schrieb, was sie sah und wußte, eines Tages überfallen und verschleppt wurde – und deren sterblichen Überreste bis heute nicht aufgetaucht sind. »Aus dem Mark ihrer Knochen zog ich mein Lächeln/ aus den Resten ihres Leibes meinen Leib/ aus den Schwielen ihrer Hände diese verfluchte Einsamkeit.«

Dem Untersuchungsbericht *Memoria del Silencio* zufolge hat der sogenannte Interne Bewaffnete Konflikt in Guatemala von 1960 bis 1996 250 000 Tote und Vermißte gefordert und eine Million Menschen zu Flüchtlingen – im eigenen und im Ausland – gemacht. 83 Prozent der Ermordeten gehörten einer der vielen indigenen Gemeinschaften

an, von denen die der Maya-Quiché am meisten betroffen war. Sie waren, zynisch gesprochen, Kollateralschäden der Guerrillabekämpfung: Die Massaker an ihnen folgten dem Kalkül der Armeeführung, die Aufständischen von denen zu isolieren, für die der Aufstand gedacht war. Obwohl sie selbst nur weitschichtig, von der Vaterseite her, mit Quichés verwandt ist und wie fast alle Intellektuellen die Ureinwohner hauptsächlich als Dienstboten wahrgenommen hat, ist Rodas dem tiefverwurzelten Rassismus nie erlegen.

Ich liebe an dir  
die Füße der Indios.

Die dunkle Haut  
die schwarzen Augen.

Und dich liebe ich  
weil ich sie liebe.

Im Oktober 1994 war ich Gast in dem freundlichen Haus, das Ana María damals zusammen mit dem Schriftsteller Luis Aceituno bewohnt hat. Da waren auch, eines Abends, einige Autoren versammelt, die die blutigen Jahre in Guatemala zugebracht hatten: das Dichterpaaar Enrique Noriega und Aída Toledo, die Erzähler Adolfo Méndez Vides, Carlos Paniagua und Arturo Monterroso. Arturo sagte, es sei die Gewalt, die sie alle verbindet, die sie – ob gewollt oder ungewollt – zusammenschweißt, ungeachtet des jeweiligen Alters. »Wir schlagen morgens die Zeitung auf. Lesen von vierzig Verschwundenen. Sind nicht mehr entsetzt, über-

fliegen bloß die Liste mit den Namen, ob wir jemand Bekannten darunter finden. Frühstück zu Ende. Gehen zur Tagesordnung über. Die Gewöhnung an die Gewalt, das ist die Erfahrung, die wir miteinander teilen.«

Ana María Rodas steht im Zentrum dieser Schar Überlebender. Kaum eine oder einer, die oder der ihr nicht ein Gedicht, einen Erzählband gewidmet hat. Ihr Mut, sexuelle und gesellschaftliche Tabus zu brechen, hat in Guatemala Schule gemacht. Drei Generationen von Frauen setzen fort, was sie begonnen hat, und wenn ich einige hier aufliste, dann nicht in der ohnehin geringen Hoffnung, Neugier auf ihre Gedichte zu wecken, sondern als eine Art Beschwörung – als könnte die Namensnennung dazu beitragen, die sexuelle Gewalt in Guatemala (zwei Femizide und dreißig Vergewaltigungen täglich, dazu tausend Frauen, die pro Jahr spurlos verschwinden) zu stoppen: Carmen Matute, Aída Toledo, Rossana Estrada Búcaro, María Elena Schlesinger, Alejandra Flores, Johanna Godoy, Regina José Galindo, Nora Murillo, Guisela López, Carolina Escobar Sarti, Maya Cu, Gabriela Gómez.

In Nicaragua hatte sich bald nach der Revolution von 1979 eine Gruppe von Feministinnen gebildet, die den selbstbewußten Titel von Ana Marías Gedichtband für sich beanspruchte: *Partido de la Izquierda Erótica*, Partei der Erotischen Linken. Die Bekannteste unter ihnen, Gioconda Belli, veröffentlichte 2010 den Roman *El País de las Mujeres* (dt. *Die Republik der Frauen*, 2012), in dem die Partei der Erotischen Linken in einem imaginären mittelamerikanischen Staat die Präsidentschaftswahlen mit dem Versprechen gewinnt, gerechte und lebenswerte Zustände auf der

Grundlage von Fürsorglichkeit zu schaffen. Dazu ist es fürs erste notwendig, die Geschlechterrollen in Beruf und Familie umzukehren; den Männern wird die Chance geboten, sich im Haushalt die soziale und emotionale Intelligenz der Frauen anzueignen, während diese die Machtverhältnisse in Politik und Wirtschaft radikal umkrempleln. Bellis Erzählerin verrät den Leserinnen ihre Inspirationsquelle, Ana Marías Gedichte, und wird ihrer Kollegin im Roman nicht untreu. Ich würde mich trotzdem lieber an die Gedichte halten, denn sie sind frei von Illusion. Eines von ihnen endet mit lapidarem Bedauern:

Schade, daß man die Männer noch nicht bekommt  
als Ampullen  
als Pillen  
als Salben.

Was soll, was darf ich von Ana María Rodas verraten? Daß sie immer noch in ihrer Geburtsstadt Guatemala lebt, siebenfache Groß- und vierfache Urgroßmutter inzwischen, mit einigen Preisen ausgezeichnet wurde, unter denen ihr der für Pressefreiheit, von der nationalen Journalistenvereinigung, der liebste ist, und vier Monate lang – von Mitte September 2015 bis Mitte Jänner 2016 – Kulturministerin in einer Übergangsregierung war, nachdem der zuvor amtierende Präsident, ein General namens Otto Pérez Molina, wegen schweren Betrugs und der Mittäterschaft am Genozid der indigenen Völker Guatemalas zum Rücktritt gezwungen worden war.

Als Journalistin hat Rodas seit ihrem zwölften Lebens-

jahr gearbeitet, zuerst als Chronistin von Geburtstagsfeiern, Hochzeiten, Gartenfesten der Oberschicht, dann, ab fünfzehn, als Sportreporterin mit den Spezialgebieten Baseball, Ringen und Boxen. Später wechselte sie in das innenpolitische Ressort, schrieb Tag für Tag Kolumnen unter Titeln wie *Bühne der Dummköpfe*, *Respektlose Chroniken*, *Ohne Betäubung*, *Die Ziehharmonika*. Fünf Jahre lang leitete sie die Kulturredaktion des Wochenmagazins *Crónica*, war dreiundzwanzig Jahre lang Lehrbeauftragte für Publizistik an den Universitäten San Carlos und Rafael Landívar, bis sie es müde wurde, Studenten zu unterrichten, die sich während der Vorlesung mit Facebook und WhatsApp beschäftigten. Mit neunundfünfzig hatte sie ihren ersten Erzählband veröffentlicht, mit sechzig angefangen, Literaturwissenschaft zu studieren. Vielleicht, damit ihr nicht erneut widerfahren würde, was bei Erscheinen der »Gedichte der erotischen Linken« passiert war: Da hatte einer der wenigen gutmeinenden Kritiker geglaubt, den Einfluß des großen Rubén Darío in ihren Versen zu erkennen. Und dabei waren, wenn überhaupt, die Beatles oder Elvis Presley oder einfach die Wechselfälle des Lebens entscheidend. Sagt sie, mit etwas Koketterie.

Sie sagt auch, daß sie früh zu lesen begann, mit vier Jahren, in einem musischen Elternhaus aufwuchs, sich mit achtzehn, als sie zum ersten Mal heiratete, schon schrecklich alt und erwachsen vorkam. Im übrigen herrsche in ihr ein entsetzliches Durcheinander, sie lebe leidenschaftlich gern und beabsichtige nicht, dieser Leidenschaft vor ihrem 85. Geburtstag, an einem 12. September Punkt zwei Uhr morgens, zu entsagen. *Moriré protestando*, hat sie dieser Tage in einem

Interview prophezeit. Sie werde noch im Sterben protestieren. *Morirás escribiendo*, hätte ich geantwortet, du wirst schreibend sterben oder gar nicht, und sie bei dieser Gelegenheit an einige Zeilen aus den »Gedichten der erotischen Linken« erinnert:

Wenn ich sterbe, sofern ich überhaupt sterbe  
werde ich mit mir  
die Geschichte begraben, die Kunst und diesen  
ganzen Mist  
der andere vor Ehrfurcht  
erstarren läßt.

(1995/2018)

Danke und bald wieder!

## Warum noch schreiben? Wozu leben?

*Rede zur Verleihung des Ehrenpreises des österreichischen  
Buchhandels für Toleranz in Denken und Handeln*

Ich versuche mir zu erklären, warum ich mit dem Begriff der Toleranz wenig anzufangen weiß, mich andererseits durch die Zuerkennung des Ehrenpreises des österreichischen Buchhandels »für Toleranz in Denken und Handeln« doch erkannt fühle, und muß mich aus diesem Grund ein wenig an Überlegungen meines Freundes und Kollegen Lothar Baier anhalten, dessen Tod, im Juli dieses Jahres, mich sehr erschüttert hat. Sein Aufsatz, »Antiutopie, Skepsis, Toleranz« überschrieben, ist 1993 erschienen, also kurz nach dem Ausbruch der Neuen Weltordnung. Hellsichtig nimmt Lothar Baier darin den Stimmungsumschwung unter den europäischen, speziell deutschen und französischen Intellektuellen wahr, der sich seither zur Ideologie verfestigt hat: den Irrglauben nämlich, mit dem Verschwinden der sowjetisch geprägten Diktaturen sei es auch, auf nicht absehbare Zeit, vielleicht und tunlichst für immer, mit der Utopie vorbei, mit der Vorstellung einer menschengerechten Gesellschaft und mit der unstillbaren Sehnsucht, sie auch zu verwirklichen, auf Grundlage dessen, was war, was ist, was andere vor uns mit diesem Ziel bereits unternommen haben.

Seltsam genug, daß der Niedergang von Staaten wie UdSSR, ČSSR und DDR das Ende und den Ausverkauf dieser Utopie belegen soll, wiewohl dem sogenannten real existierenden Sozialismus am meisten doch wohl erhoffte und erträumte Zukunftsaussichten abgingen, während an Zumutungen des realen Lebens nie Mangel herrschte.

Ist die Utopie also gemeinsam mit den gestürzten Denkmälern des Marxismus-Leninismus und den Trümmern der Berliner Mauer verräumt oder an Andenkensammler verhökert worden, so hat die Skepsis einen gewaltigen Aufschwung erlebt und sich mittlerweile zur Grundhaltung des modernen Menschen schlechthin verfestigt.

Die Linke im Büßerkleid, der vormals das Augenmaß in der Beurteilung revolutionärer oder fortschrittlicher Politik abging, fürchtet offenbar, neuem Irrglauben zu verfallen, wenn sie sich und andere nicht an die Kandare des permanenten Zweifels nimmt, erkennt aber nicht den inneren Zusammenhang von Skepsis und Fanatismus. Lothar Baier verweist, Jahre vor den Anschlägen in New York und Madrid, auf die Tatsache, daß der neue islamische Fundamentalismus nicht von finsternen langbärtigen Predigern, »sondern von westlich ausgebildeten, mit allen Wassern des technischen Denkens gewaschenen Akademikern« getragen wird. Und er hält es mit Max Horkheimer, der schon 1938, im US-amerikanischen Exil, im modernen Skeptiker den Prototyp des Mitläufers ausgemacht hat: »Aus der skeptischen Toleranz gegen die Freiheit des Gewissens wird der Konformismus mit dem Regime der Geheimpolizei.«

Ein Alltagsskeptiker reinsten Wassers ist mir, in Gestalt eines jungen österreichischen Historikers, einmal in Buenos

Aires erschienen. Der gab stolz bekannt, daß er nirgendwo Mitglied sei, keinem einzigen Verein angehöre, niemandem Rechenschaft schulde. Allerdings befand er sich auf einer Recherchereise durch das österreichische Exil am Río de la Plata und bereicherte sich dabei an den Erinnerungen der Vertriebenen, denen 1939/40 nichts dringlicher war, als sich zusammenschließen, zur Asociación Austria Libre zum Beispiel. Nun ließe sich zur Verteidigung dieses Mannes anführen, daß er in einem Land aufgewachsen ist, in dem ohne Mitgliedsbuch der Horizont für bedürftige Menschen vernagelt war, zu einem Gutteil immer noch ist. Die damit verbundene Demütigung derer, die zum Fortkommen auf Beziehungen angewiesen sind, erklärt ja auch, unter anderem, den Zulauf zur rechtsextremen Bewegung der Saubermacher und Aufräumer. Auf die falsche Gemeinschaft von Parteien, Bünden, Klubs und Klüngel mit skeptischer Vereinzelung zu reagieren bedeutet freilich nichts anderes, als diesen zuzuarbeiten.

Eigentlich ist das haufenweise Erscheinen von Skeptikern nichts Neues. *Die skeptische Generation* hieß 1957 ein Buch des deutschen Soziologen Helmut Schelsky, der seinen jüngeren Landsleuten bescheinigte, vom Fanatismus der NS-Ära geheilt zu sein. Schon damals äußerte Hannah Arendt ihre Vorbehalte angesichts dieser geballten Ladung Skepsis. »Die normale Reaktion einer Jugend, der es mit der Schuld der Vergangenheit ernst ist, wäre Empörung«, schrieb sie. »Und Empörung wäre zweifellos mit gewissen Risiken verbunden – nicht gerade für Leib und Leben, doch entschieden ein Handicap für die Karriere. Das ist alles sehr verständlich; aber wenn diese Jugend von Zeit zu Zeit – bei

Gelegenheit des Anne-Frank-Rummels oder anlässlich des Eichmann-Prozesses – in eine Hysterie von Schuldgefühlen ausbricht, so nicht, weil sie unter der Last der Vergangenheit, der Schuld der Väter, zusammenbricht, sondern weil sie sich unter dem Druck sehr gegenwärtiger und wirklicher Probleme durch Flucht in Gefühle, also durch Sentimentalität, entzieht.«

Aber Empörung – die es zwischenzeitlich auch tatsächlich gab, während der Studentenrevolte 1967/68 etwa und in der Dritte-Welt-Bewegung der Siebziger – verträgt sich eben schlecht mit den posttotalitären Tugenden »Antiutopismus« und »Skepsis«. Fast schäme ich mich zu sagen, daß es immer noch die Empörung ist, die mich zum Schreiben drängt – Empörung über erlittenes, erfahrenes Unrecht, die das Leben der Kinder, Frauen und Männer in meinen Erzählungen bestimmt; Empörung als Ausdruck meines Mitleids und meiner Trauer; Empörung über die milde oder aggressive Skepsis, die Empörung als anachronistischen Ausbruch blinden Eiferns abtut. Daraus wird dann, in Rezensionen, der Vorwurf konventioneller Treue oder die Behauptung, ich würde über »kleine Leute« schreiben. Klein sind sie offenbar, weil sie sich empört haben, und zwar nicht aus verletzter Eitelkeit oder zu ihrem persönlichen Vorteil, und natürlich auch, weil sie es zu nichts gebracht haben, außer vielleicht zur Verbannung oder zu einem Tod durch Genickschuß, im Gefecht oder in der Gaskammer, der schnell vergessen ist. Mit der Skepsis hingegen, natürlich auch mit Unwillen oder Gleichgültigkeit sozialen Utopien gegenüber, lebt es sich ganz wunderbar.

Dann die Toleranz. Ich bin versucht zu sagen, daß Hork-

heimers Urteil über die Skepsis, daß sie nämlich von »einer humanistischen Geistesverfassung zum reinen Konformismus« verkommen sei, auch auf die Toleranz zutrifft. Für mein Schreiben und seine Voraussetzungen hat sie jedenfalls keine Rolle gespielt. Auch nicht für mein Denken, meine Biographie, meine Annäherung an Menschen außerhalb der Gesellschaft, in der ich aufgewachsen bin. Mag sein, daß ich sie einfach übersprungen habe. Dabei bin ich als Lesender sehr wohl auf sie gestoßen. Seinerzeit, während des Studiums, in Wolfram von Eschenbachs Versepos *Willehalm*, das mir die Unlust am sogenannten Alten Fach der Germanistik genommen hat. Der darin verkündete Toleranzgedanke gegenüber den Heiden – gemeint waren die muslimischen Feinde des christlichen Heeres – ging freilich um etliches über den heutigen Gehalt des Wortes Toleranz hinaus; der Autor war in seiner Zwischenrede so kühn, diese Heiden als den Christen ebenbürtig, im Edelmut sogar als überlegen anzusehen.

Unlängst habe ich mich wieder an die Notwendigkeit dieser Art Wahrnehmung des anderen erinnert gefühlt, bei der Lektüre der Schriften des in Grein geborenen Aufklärers Amand Berghofer, der als Direktor und Lehrer an der ersten Normalschule (d. i. Hauptschule) vier Jahre in meiner Geburtsstadt Steyr zugebracht hat. In einem reellen, vielleicht auch nur fiktiven, von vornherein der Literatur zugeordneten Brief vom 1. Jänner 1776 hat er seine Erfahrungen mit kleinstädtischen Mönchen, Prälaten und dem von diesen aufgehetzten Menschen- und Tiervolk angedeutet, und man möchte schon glauben, daß Toleranz eine nützliche, für den Tolerierten gar lebensverlängernde Sache sein kann:

»Die Schule des alleinseligmachenden Aberglaubens in Felbingers Methodenbuch hat mich ausgesandt, einem unwisenden Völklein die pädagogischen Scharlatanerien auszukramen. Gleich bei der Ankunft des Schulpersonals stieg ein Mönch auf die Kanzel und suchte das Volk aufzuhetzen. Er fing seine Predigt damit an: Es werden falsche Propheten kommen; und setzte weislich hinzu: Sie sind schon da. Hm!, dacht' ich, der Mann hat so unrecht nicht. – Die Einwohner, vom Geiste der Jesuiten, die wir verdrängt haben, und vom Hasse gegen alle Neuerung besessen, locken ihre Hunde von uns; strafen ihre Kinder, die uns freundlich tun, wenn wir vorübergehen; und der Pöbel wirft Steine nach uns.«

Für Toleranz, so wie sie heute propagiert und von den Propagandisten verstanden wird, taugen diese negativen Exempel nur bedingt. Sie hat sich in einen Herrschaftsbegriff verwandelt, der sich – Lothar Baier zufolge – der Übertragung auf Verhältnisse demokratischer Gleichberechtigung sperrt: »Der andere, den die Toleranz ins Auge faßt, ist nicht nur ein bloßes Ding, ein Objekt des Blicks von oben, er ist von vornherein als Delinquent gedacht: von Rechts wegen müßte er bestraft werden, doch diesmal läßt man Gnade vor Recht ergehen.« Er wird also geduldet, und dulden heißt beleidigen, wie Goethe geschrieben hat. Und der Satz vor diesem Satz, Nummer 875 seiner *Maximen und Reflexionen*, lautet: »Toleranz sollte eigentlich nur eine vorübergehende Gesinnung sein: sie muß zur Anerkennung führen.«

Nun ist aber in der Klassengesellschaft, in der wir leben, und aufgrund der bestehenden Kräfteverhältnisse schwer vorstellbar, daß die Toleranz von Unternehmern oder anonymen Konzernleitungen so weit geht, die Bestrebungen

der angestellten oder auf Basis sogenannter Werkverträge als Selbständige schuftenden Arbeitskräfte zur Vergesellschaftung der Betriebe anzuerkennen. Keine Toleranz in der Arbeitswelt also, dafür der Appell, Flüchtlinge und Asylsuchende zu tolerieren, wenigstens für die Zeit bis zu ihrer Abschaffung. Aber diese Aufforderung, so gut sie auch gemeint sein mag, findet kaum Verständnis: In den scheinbar Fremden, gewiß Verarmten, Notleidenden spiegeln die gefährdeten Einheimischen sich selbst, die Deklassierung, die ihnen ansteht, und sie hassen dieses Spiegelbild, weil ihnen beigebracht wurde, alles zu hassen, was nicht triumphiert. Mit der treuherzigen Aufforderung, sich doch gut zu benehmen, ist der Angst vor sozialem Abstieg nicht beizukommen. Noch dazu, wo sie zugleich geschürt wird, zur Ruhigstellung, damit das Volk nicht auf dumme Gedanken kommt. Toleranz in Verbindung mit Angst, heutzutage, wie auf dem Schild, das ich unlängst auf dem Gartentor einer Villa in Berlin-Wannsee gesehen habe, die Abbildung eines Rottweilers, darunter die Warnung: »Vorsicht! Ich könnte heute schlecht drauf sein. Betreten auf eigene Gefahr.«

Ich weiß gar nicht, ob es – im Sinne Horkheimers – zu Zeiten der Aufklärung um die Toleranz besser bestellt war. Der schon erwähnte Schriftsteller Amand Berghofer hat in seinem Traktat *Unwissenheit der Vielwisserei* geschrieben: »Toleranz, Kraftwort unserer Zeit, die Menschheit schämt sich, daß man unbescheiden sichs zur Ehre rechnet, einander weniger leids zu tun. Nichts beweist die Verderbnis der Menschen mehr, nichts ist demütigender, als Toleranz einzuführen. Der Staat sollte Bußkleider anziehen aus Scham, daß er sich durch gemietete Seeligkeitspächter je verleiten

ließ, ihre elend zusammengeflückte Religion, und mit ihr das größte Laster, Unverträglichkeit und Menschenhass, in seinem Schoße aufzunehmen und so lang zu dulden.« Und François-Marie Arouet, besser bekannt als Voltaire, trug unter dem Stichwort Toleranz in seinem *Philosophischen Wörterbuch* folgendes ein: »An der Börse von Amsterdam, London, Surat oder Basra handeln der Anhänger des Zoroaster, der Anhänger der Seelenwanderung, der Jude, der Mohammedaner, der chinesische Götzenanbeter, der Brahmane, der römische Christ, der protestantische Christ und der Quäker miteinander: Sie werden nicht das Messer gegeneinander zücken, um sich Seelen für ihre Religion abzujagen. Weshalb nur haben wir uns seit dem Konzil von Nicäa fast ununterbrochen gegenseitig abgemurkst?« Lothar Baier hierzu: »Es ist eine richtige multikulturelle Versammlung, die Voltaire hier einberuft, um die Notwendigkeit der Toleranz vorzuführen. Sie wird recht unfeierlich aus dem Interesse an einem reibungslosen Geschäftsablauf heraus begründet. Diese Sprache, so konnte Voltaire seinerzeit annehmen, wurde nicht nur von den handelnden Bürgern, sondern auch von manchen Herrschern verstanden: eine Aufforderung, sich von den Kirchen nicht die immer wichtiger werdenden Geschäfte stören zu lassen.«

Toleranz als Errungenschaft der Geldwirtschaft. Vor vier Jahrzehnten attackierte Herbert Marcuse, der zu einer Leitfigur der rebellischen Jugend, dann schnell vergessen wurde, die »repressive Toleranz« in kapitalistischen Gesellschaften als Mechanismus der Unterdrückung. Er meinte die Tendenz, oppositionelle politische Praktiken, Gesinnungen und Meinungen nicht zu unterdrücken, wohl aber zu neutrali-

sieren: Alles ist möglich oder genehm, auch sein Gegenteil. Dagegen schwebte Marcuse eine »befreiende Toleranz« vor, die ihre Kraft aus der Vergangenheit schöpft, und deshalb sei es Aufgabe und Pflicht der Intellektuellen, »an geschichtliche Möglichkeiten, die zu utopischen geworden zu sein scheinen, zu erinnern und sie zu bewahren«.

Es ist diese Stelle, die mich mit der Entscheidung der Jury versöhnt, gerade mir den Preis zu verleihen: Nicht weil es mir um Toleranz oder um Europa geht, sondern weil ich diese geschichtlichen Möglichkeiten, im individuellen wie kollektiven Sinn, lebendig halten will: Die Geschichte hätte, an ihren Knotenpunkten, auch anders verlaufen können, die Menschen, über die ich schreibe, sind Garant dieser Vermutung, nein Gewißheit, und daß es so gekommen ist, wie es eben gekommen ist, nehme ich als keinen nachhaltigen Beweis ihrer Niederlage, nur als Ansporn, es immer wieder zu versuchen. Trotzdem bin ich kein Optimist. Schon die Formel Gramscis: »Pessimismus des Verstands, Optimismus des Herzens«, erscheint mir als zu positiv angesichts der nationalen und internationalen Lage. Ich werde älter, die Aussicht schwindet, noch eine Zeit zu erleben, in der die Menschen über ihre Verhältnisse hinauswachsen, aufstehen, sich als Brüder und Schwestern und auch als Liebende erkennen, nicht länger als Konkurrenten. In seinem Abschiedsbrief, Jahre bevor er sich das Leben nahm, nannte Lothar Baier unter den Gründen, die ihn zu seinem letzten Schritt bewegten, auch diesen: daß es neben dem physischen auch das soziale und kulturelle Altwerden gebe, »und das scheint sich mir gerade in dem Maß zu beschleunigen, in dem ich Anstrengungen unternehme, den Anschluß nicht

zu verlieren und neuen Entwicklungen zu folgen«. Es sei auch in dieser Hinsicht alles umsonst gewesen, er komme nicht mehr mit und habe die Hoffnung verloren, jemals wieder mitzukommen.

Die Vergeblichkeit – und das Wissen um sie. Wenn die Utopie abgeschafft, die Empörung durch die Skepsis ersetzt ist, der Mitmensch nicht anerkannt, nur toleriert wird: Warum noch schreiben? Wozu leben? In seiner Rede bei der Entgegennahme des Erich-Fried-Preises hat der Schriftsteller und Psychoanalytiker Paul Parin einst gesagt: »Wenn mir die Ereignisse auf den Leib rücken, kann ich keine Geschichten mehr erzählen.« Die Option des Todes hat er freilich verworfen. Und hat sich doch zum Schreiben ermahnt, denn: Er schreibe gern, und er halte es mit Christa Wolfs Aussage: »Wer zu verzichten angefangen hat, ist auf Ungerechtigkeit festgelegt.«

Da mir das Schreiben gar nicht leicht von der Hand geht und ich auch weiß, daß Ungerechtigkeit trotz meines Einspruchs andauert, fühle ich mich Lothar Baier mehr verwandt. Aber nicht nur in der Verzweiflung, auch im Überschwang: Einmal verfaßte Lothar eine *Kleine Ode an die Freundschaft*, die ich, verfügte ich über die poetischen Mittel, zum Großen Gesang erweitern wollte. Ohne daß es meine Absicht gewesen wäre, hat mich mein Schreiben – ein dokumentarisches, forschendes Schreiben – zu den Menschen und damit zur Freundschaft gebracht. Gabriel García Márquez hat einmal auf die Frage, warum er denn schreibe, geantwortet: »Damit mich meine Freunde noch mehr lieben.« Ich müßte antworten: Damit mir noch mehr Freundschaften zuwachsen. Freundschaften mit den Heldinnen,

Helden meiner Geschichten, mit ihren Gefährten und Partnerinnen, Freundinnen, Genossen, Töchtern, Söhnen, Enkelkindern; Freundschaften mit Menschen hierzulande, aber auch in Argentinien, Uruguay, Guatemala, Mexiko, Spanien, Frankreich, in Deutschland und in der Schweiz; Freundschaften mit den Dichterinnen, Frauen wie Männern, die ich übersetzt oder aufgesucht oder gewürdigt habe, weil mich ihre Werke beflügelt und ergriffen haben.

Nicht Toleranz also; lieber Theodor Kramers Staunen darüber, daß es nach wie vor möglich ist, mit neuen Leuten sich anzufreunden:

Vertraulichkeiten schweigsam zu empfangen,  
von sich erhitzt zu reden, bis die Wangen  
glühn und der Raum erfüllt ist von Gedröhn  
und Rauch und Weindunst, oh, wie ist das schön!

»Nichts«, hat der arme Berghofer geschrieben, »habe ich je in Glück und Unglück sehnlicher gewünscht, als mich mit guten Menschen zu guten Absichten zu verbrüdern.« Mir ist dieser Wunsch in Erfüllung gegangen, und dafür danke ich, wem.

(2004)